M.

In Paris werden **Meeresstürme** auf der Bühne durch ein schlaff gespannte grüne Leinwand vorgestellt, unter welcher zwei oder drei Dutzend Gamins mit aufgehobenen Armen umherlaufen. Der Director eines kleinen Boulevardtheaters sah einst zu seinem großen Erstaunen die empörten Wogen sich besänftigen und das Meer so glatt daliegen, wie bei einer Windstille. Mit einem dicken Knittel tauchte er nieder auf den Grund des Oceans, und siehe — da saßen die Wellen und fraßen Birnen. Wüthend fuhr der Director mit seinem Knittel unter die Sorglosen, und je kräftiger er ihn schwang, desto höher thürmten sich die Fluthen. Einen solchen Seesturm hatte Paris noch nicht gesehen. Um die Täuschung vollständig zu machen, erhoben die Gamins ein ohrenzerreißendes Wehegeheul. Die Gallerien waren über den Aufruhr der Elemente entzückt; ein Donner von Beifall erscholl, und das Stück machte zwanzig volle Häuser.

Meerweib — Meerfisch. Ein Dichter besang einmal den Neptun, zum Dank schenkte ihm dieser ein Meerweib, welches nur ein weibliches Antlitz hatte, aber sonst ganz Fisch war. Dieses Meerweib plauderte unaufhörlich. Der Dichter sendete es an Herrn Neptun mit den Worten zurück: „Entweder Mehr Fisch oder Mehr Weib!“

Mehr. Einem Abendgaste zur „goldenen Schnürbrust" war die Portion zu klein. „Herr Wirth," rief er entrüstet aus, „putzen Sie doch das Licht, das man mehr sieht!"

Auf einem Maskenball in Berlin drängte sich eine schwarze Maske zu einem königlichen Prinzen. Der Prinz fragte den Mohr, ob er ihn kenne. — „Nein," erwiederte dieser. — „Ich bin der Prinz N*," sagte jener darauf und wünschte nun auch den Namen des Unbekannten zu wissen. — „Ich bin mehr," sagte dieser und empfahl sich. Der Prinz wurde neugierig, ließ der Maske nachgehen und sie endlich auffordern, sich zu demaskiren. Da fand sich denn, daß der Fremde der Kaufmann Mehr aus Leipzig war.

Mehr — weniger. In Paris gab man im Vaudeville-Theater ein Stück unter dem Namen: „Einer mehr!" welches aber nicht gefiel. Da sagte ein Witzling: „So oft man, Einer mehr, auf dem Zettel liest, sind hundert weniger im Parterre.

Was man **meiden** soll. Eine heirathslustige Alte; einem Invaliden, der nicht müde wird, alle Schlachten und Feldzüge die er mitgemacht und nicht mitgemacht hat, zu erzählen; eine bejahrte Frau, die gleich dem Invaliden viel von ihrer einstigen Schönheit spricht; ein junges, sentimentales Mädchen, das gern vom Mondenschein und von den Ahnen in den Burgruinen phantasirt; eine junge Frau, die Verse schmiedet und Tragödien fabricirt; einen alten Mann, der noch für einen Sänger mit einer jungen Stimme gelten möchte; einem Doctor, der gern Latein spricht; einen eingebildeten Kranken, der nicht mehr lange zu leben glaubt, und dennoch immer bei gutem Appetite ist; einen Recensenten, der nur nach Maßgabe des Honorars Lob oder Tadel spendet; den Thee- oder Kaffeetisch, vulgo „Ehrabschneidungs-Anstalt" alter geschwätziger Weiber; einen Helden von einem Haus-

theater, der von seiner starken Stimme und Gewandtheit im Declamiren Proben vor dem großen Publikum ablegen will; einen Abenteurer, der für einen großen und berühmten Mann gelten möchte, und endlich ein Mädchen, deren Eltern heißhungrig nach einem Schwiegersohn schnappen.

Daniel Bardach.

Meineid. „Der Inquisit, Hans Löffelquer,
Der öfters Meineidshalber denuncirt,
Wird von Rechtswegen absolvirt,
Dieweil er, durch den Eid, daß er
Nie einen falschen Schwur gethan,
Sich reinigte fortan."

„Es geht mit unsern **Meinungen** wie mit unsern Uhren," sagte Pope; „nicht eine geht mit der andern übereinstimmend, und doch richtet sich Jeder nach der seinigen."

Von der öffentlichen **Meinung** sagt Talleyrand: „Ich kenne Jemand, der mehr Verstand hat, als Napoleon, als Voltaire und als alle Minister, welche waren, sind und sein werden; und dieser Jemand ist — die öffentliche Meinung."

Meißner, A. G. Der verstorbene Dichter August Gottlieb Meißner bat damals, als er seine Stelle als Theaterdichter niedergelegt hatte, um eine Secretärstelle bei einem Landescollegium in Sachsen. Er wurde aber mit seinem Gesuche hauptsächlich aus dem Grunde abgewiesen: „Weil Supplikant keinen Stylum habe, und müsse er sich hiebevor darin routiniren."

Der Jünger ist nicht über seinen **Meister**. Ein Fechtmeister hatte sich den Ruf erworben, gute Fechter zu bilden. Da geschah es einmal, daß ein naseweiser Kumpan, als er glaubte, Alles dem guten Meister abgelernt zu haben, sich brüstete, jetzt wäre es ihm ein Leichtes, den Meister selbst zu überwinden. In Gegenwart mehrerer Kameraden forderte

er seinen Lehrer. Dieser nahm die Forderung lächelnd an. Der Schüler war schon als tüchtiger Schläger bekannt. Der Zweikampf begann nach allen Regeln der Fechtkunst. Bald fing auch der Schüler an, seiner Stärke sich zu bedienen und trieb den Meister in die Enge. „Ha," murmelte der, „mit Zweien fechte ich nicht." Da blickte der Schüler seitwärts, den Zweiten zu sehen; unterdessen ward er vom Meister verwundet. „O," rief der Schüler, „das gilt nicht, davon haben Sie mir niemals etwas gelehrt." — „Das ist's eben," sagte der Meister, „hätte ich Euch Alles gelehrt, dann wär' ich nicht Meister geblieben."

Mittel gegen **Melancholie**. „Das ist ein rechtes Kreuz," sagte eine Bäuerin zu ihrer Nachbarin, „daß mein Bub so niedergeschlagen und furchtsam ist; mein Mann prügelt ihn alle Tage deßwegen, es hilft nichts."

Melancholie-Kochbuch. In Naumburg ist ein Kochbuch für Melancholie erschienen. Darin werden lauter Trauer-Speisen zu bereiten gelehrt. Trauer-Suppen; Rindfleisch in Flor; Thränen-Braten; schwarze Fische mit schwermüthiger Sauce; Ragouts mit Grillen; Schwarzwurzel-Salat; Chocolade-Torten mit bitterm Ueberguß; Gefrorenes aus weinerlichen Citronen und schwarze Kaffee-Sulze mit Lamento aus schwarzem Hollunder. Auch ein Liqueur wird zu machen gelehrt: aus herben Früchten und faltenreichen Birnen. Der Verfasser verspricht auch für die übrigen drei Temperamente Kochbücher zu schreiben.

Melancholikus. Ein Schuster empfing einen Brief, übergab ihn seinem Weib und sprach: „Da lies, da steht's, unser Hans führt ein trauriges Leben in der Fremde, er ist ein wahrer Melancholikus geworden." — „So geht's, wenn man nicht folgt," fiel die Mutter in die Rede, „wär'

er lieber Schuster geworden, aber da wollen die Kinder immer was anders werden als der Vater!"

Melanchthon. Er pflegte zu sagen: Diejenigen, welche ohne alle Vorkenntniß die höhern Wissenschaften studiren wollen, richten eben so viel aus, als jener Narr, der Holz in die Küche tragen sollte, und mit großer Mühe das unterste hervorzog, und auf die Frage, warum er das thäte, antwortete, damit das oberste desto leichter folgen möchte. — Als man von einer Stadt, in der es sehr große und herrliche Glocken gab, gesprochen hatte, sagte Melanchthon „Große Narren müssen große Schellen haben."

Philipp **Melanchthon** war ein Freund der weissagenden Handbeschreibung. Einst bei einem Bürger in Wittenberg zum Besuche, sprach er, indem er mit Freuden die Hände eines der Kinder seines Wirthes betrachtete und betastete: „Dies Büblein wird einst ein großer Gottesgelehrter werden!" — Da entgegnete der Vater. „Domine Philipp, wenn es nur kein Dirnlein wäre!"

Verbesserung des Wortes **Memmen.** Ein Jude hielt eine Rede an die versammelte Judenschaft, in welcher er sich bemühte, sehr hochdeutsch zu sprechen und sich jedes jüdischen Ausdrucks zu enthalten. „Ihr seid nicht consequent," sagte er, ihnen Vorwürfe machend, „Ihr habet keine Courage, feige Muttern, seid Ihr!" (Das Wort Memmen schien ihm zu jüdisch.)

Menage hielt die Hand einer hübschen Frau zwischen seinen beiden Händen. Da sie selbige zurückzog, sagte Pelletier zu ihm: „Dieses ist das schönste Werk, was je aus Ihren Händen gekommen ist."

Moses **Mendelssohn** war Buchhalter in einer Handlung in Berlin, und zwar bei einem jüdischen Kaufmann von sehr beschränkter Fähigkeit. „Das Schicksal ist doch

sehr ungerecht," sagte Herr *** zu ihm; „Sie, ein so gescheidter Mann, müssen einem so beschränkten Kopf dienen?" — „Ich finde das sehr verständig von dem Schicksal," versetzte Mendelssohn, „den, wenn ich Herr wäre, ihn könnt' ich nicht brauchen."

Moses **Mendelssohn** war in einem sehr hohen Grade verwachsen, und stotterte auch dabei. Einst befand er sich in einer Gesellschaft von Gelehrten iu Berlin, als Sulzers, Lessings u. a. m. Man war sehr heiter, und endlich gerieth einer auf den Einfall, daß Jeder auf sich aus dem Stegreife ein Spottgedicht machen sollte. Mendelssohn besann sich nicht lange, und recitirte folgende Verse:

Groß nennt Ihr den Demosthen,
Den stotternden Orator von Athen;
Aesop, der Höckerige, gilt Euch für weise.
Triumph! ich werd' in Eurem Kreise
Gedoppelt groß und weise sein,
Denn glücklich ich in mir verein',
Was getrennt in Demosthen
Und in Aesop gehöret und geseh'n.

— Als im Jahre 1759 eine philosophische Kritik eines Gedichtes, dessen Verfasser der große Friedrich war, in dem „Berliner Literaturbriefen" erschien, wurde der Kritiker, Moses Mendelssohn, vom Generalfiscal zur Verantwortung gezogen. Da sagte Mendelssohn: „Wer Verse macht, schiebt Kegel, und wer Kegel schiebt, er sei König oder Bauer, muß sich gefallen lassen, daß der Kegeljunge sagt, wie er schiebt." — Die Sache war damit abgethan; der König erfuhr nichts davon.

Als Moses Mendelssohn zuerst in der gelehrten Welt auftrat, war es in Berlin Ton unter den Gelehrten, in den Abendgesellschaften Schach zu spielen. Moses Mendelssohn

wollte sich aber nie zu diesem Spiele verstehen, und wenn man ihn dazu aufforderte, so sagte er: „Schach ist für den Verstand zu viel Spiel, und als Spiel fordert es zu viel Verstand."

Mendelssohn. Der berühmte Componist Felix Mendelssohn ist der Enkel des Philosophen. Sein in der Mitte zwischen zwei berühmten Namen stehender Vater soll gesagt haben: „Was bin ich selbst? — Als ich jung war, hieß ich immer nur der Sohn Moses Mendelssohns; seit ich alt bin, heiße ich immer nur der Vater Felix Mendelssohns."

Menge. Das tausendköpfige Ungeheuer, das durch seine gewaltige Stimme die Meinung des guten Geschmacks übertönt.

— **Das Urtheil der Menge.**

Ein Reicher thät ein Gastmahl geben,
Da sollte sein ein flottes Leben;
Ein Possenreißer kam auch gelaufen,
Wollte für Geld seinen Witz verkaufen,
Und sagt', daß er ein Schauspiel hätt',
Dergleichen noch wär' eine Rarität.
Es kam die Menge im vollen Zug,
Die Bühne hatte kaum Platz genug.
Der Künstler zeigte sich ganz allein,
Und zog den Kopf in die Brust hinein,
Und grunzt' und quickte wie ein Ferken.
Das Publikum thät hoch aufmerken;
Er spielte seine Rolle mit Glanz,
Denn was er schien, das war er ganz.
Solch Wunder man noch nicht genoß,
Der Beifall wuchs unmaßen groß.

Man hatte nie genug daran,
Er durfte kaum einmal verschnaufen:
Da capo! rief der große Haufen.
Und er fing wieder zu quiken an.
Das sah ein Bauer, der sprach zu sich:
„Solch frecher Gauner ärgert mich;
Verstehe doch auch die Natur des Schweins,
Ich dächte, ich versuchte eins.“
Keck trat er vor und sprach mit Lachen:
„Ich werd' es euch noch besser machen!“ —
Die Menge harrte mit gierigem Blick;
Und als der Bauer kehrte zurück,
Da that er mit Absicht, als wenn er ein Schwein
Verborgen steckt' in den Mantel hinein —
Dergleichen er auch wirklich vollführte —
Doch da man kein Schwein bei dem andern spürte,
So gab man wenig darauf Acht.
Er aber kniff mit aller Macht
Das eingewickelte Thier ins Ohr,
Und brachte gar kräftige Töne hervor.
Da rief die Menge: „Wie unnatürlich!
Der Kerl brüllt ganz ungebührlich;
O laßt ihn laufen ins Dorf hinein,
Da hört er 'mal wirkliche Schweine schrein!
So wird ihm nie keine Täuschung glücken —
Der erste Künstler soll wieder quiken!“
Der Bauer, der thät sich die Stirne streichen:
„Fürwahr, Euer Urtheil ist sondergleichen!“
Dann griff er in den Mantel schier,
Und brachte das freundliche Wesen herfür.
Da wurden Manche sehr verlegen,
Doch einer schrie ihm wild entgegen,

Ein Mann mit populärem Grimme:
„Was, der Kerl will uns überführen?
Das mag er nicht noch 'mal probiren, —
Sein Ferkel hat eine schlechte Stimme!
Er soll uns nicht mit Wirklichkeit stören,
Wir woll'n eine schöne Täuschung hören!
Es tritt uns schon auf allen Wegen
Der platten Wahrheit genug entgegen!
Und was einen Jeden zu Haus genirt, —
Zum Teufel, wer es uns hier präsentirt!"
Diese Rede thät man zu Zeiten
Mit handlichen Rippenstößen begleiten,
Und gab ihm noch manchen traulichen Wink
Mit auf die Reise, bevor er ging.
Drauf kam der alte Künstler herein
Und spielte — das ideale Schwein. —

Otto Bank.

Menge. Kurz vor der ersten Aufführung seines „Don Juan" in Prag äußerte Mozart gegen seine Freunde: „Ich würde untröstlich sein, wenn die Oper bei einmaligem Anhören allgemein gefiele."

— Ich habe gar nichts gegen die Menge;
Doch kommt sie einmal ins Gedränge,
So ruft sie, um den Teufel zu bannen,
Gewiß die Schelme, die Tyrannen.

Goethe.

Mengs. Ehrlich währt am längsten. Wenn alle Menschen solche Feinde des Lügens wären, wie Mengs, der berühmte Maler, so hätten die Zeitungen wenig Stoff. Als er einmal nach Frankreich reiste, wurde er auf der Douane befragt, ob die vielen mit Juwelen besetzten Dosen, welche er, als Geschenke der Großen, bei sich im Koffer hatte, zum

Handel oder zum eigenen Gebrauche bestimmt seien. Im letzteren Falle wären sie zollfrei. „Ich bin kein Kaufmann!“ rief Mengs aus, „ich handle nicht mit Dosen! Aber ich schnupfe auch keinen Tabak, und habe sie also nicht zu meinem Gebrauch!“ Der Einnehmer redete ihm so sehr wie möglich zu, sie für Gegenstände zum Gebrauche anzugeben. Jeder andere würde sich gleich dazu verstanden haben; allein Mengs blieb bei seiner ehrlichen Erklärung, und so wurden sie — confiscirt. Er hätte sie nicht zurückgefordert, denn so wahrheitsliebend er war, so wenig kümmerten ihn Reichthümer. Nach seinem Tode hinterließ er kaum die Begräbnißkosten, ob er schon in 18 Jahren mehr als 180,000 Thaler eingenommen hatte. Indessen seine Freunde handelten statt seiner, und bewirkten die Rückgabe der der Wahrheit geopferten Pretiosen.

Nun thun unsere Deutschen groß damit, daß **Mengs** ein Deutscher war; aber sollten sie nicht vielmehr beschämt darüber sein, daß dieser große Künstler aus Mangel an Unterstützung sein Glück in Spanien suchen mußte?

Mengs. Papst Clemens XIV. hat von einem venetianischen Maler einige Gemälde gekauft und frug den Ritter Mengs, wie er sie finde? Dieser antwortete: „Schlecht, Ew. Heiligkeit sind betrogen.“ — „Aber ein Hofmaler,“ entgegnete Clemens, „hat sie mir angepriesen.“ Mengs sagte ruhig: „Das macht er und ich, wir sind zwei verschiedene Personen: er lobt, was über seine Kräfte geht, und ich tadle, was unter den meinigen ist.“

La **Mennais.** In den „Briefen“ des Abbé Chombalot an La Mennais findet sich folgender kleine Zug, welcher über den persönlichen Charakter La Mennais einigen Aufschluß giebt: „Sie vergessen eine Beleidigung, ja einen

bloßen Wiederspruch niemals. Ich habe nie einen Geist gekannt, welcher von dem Talente der Satyre mehr tyrannisirt wurde, als der Ihrige. Ich werde den Augenblick nie vergessen, als Sie eben die mörderische und traurig berühmte Stelle gegen den Abbé F. geschrieben hatten. Als Sie mir dieselbe vorgelesen hatten, fielen Sie in ein solches Entzücken, welches sich durch ein unauslöschliches Gelächter kund gab, welches etwas Krampfhaftes und Teuflisches an sich trug. Ich war ganz versteinert, und meine damalige blinde Verehrung suchte vergebens eine Beschönigung für eine solche Verläugnung alles menschlichen und christlichen Mitgefühls."

Der **Mensch** ist sein Lebtag ein Todtengräber; zu 12 Jahren begräbt er seine lachende Kindheit, zu 18 Jahren begräbt er seine rosige Jugend, zu 20 begräbt er seine erste Liebe, zu 30 seinen Glauben an die Menschheit, zu 40 begräbt er seine Hoffnungen, zu 50 begräbt er schon seine Wünsche, zu 60 begräbt er nach und nach seine fünf Sinne, das Hören, das Sehen u. s. f, bis er endlich vollends ganz in das Grab sinkt. s.

Mensch. Der Mensch hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Staate Die Vernunft ist die Königin, der Verstand ihr Minister, die Phantasie ihr Maitre de Plaisir, das Gedächtniß ihr Schatzmeister, kurz, die Seelenkräfte sind der Adel, welche den Hof der Königin ausmachen. Die Sinne sind der fleißige Bürgerstand, die Leidenschaften der Pöbel, die Sanscüllottes. Gewinnen die letztern die Oberhand, so bestechen sie die Sinne, machen sich den Adel dienstbar, und guillotiniren am Ende die Königin Vernunft.

Die Philosophen aller Zeiten haben sich große Mühe gegeben, eine Definition aufzuschlagen, welche so recht ad oculos den Unterschied zwischen Mensch und Thier demon-

strirt. Zwei der merkwürdigsten Definitionen sind erstens die von Burke, welcher sagt: „Der Mensch ist ein Thier, welches seine Nahrungsmittel kocht," und zweitens die von Dr. Adam Smith, welcher sagt: „Der Mensch ist ein Thier, welches Handel treibt; dies thut kein anderes Geschöpf." Ein Pedant zu diesen Definitionen ist jene eines derben Deutschen, der da meint: „Der Mensch ist ein Thier, das besonders in einem gewissen Alter, wo Rauchen, Spielen, Trinken, Duelliren, Reiten, Hundequälen u. s. w die einzige Zerstreuung bildet, unvernünftiger sei, als alle bekannten Quadrupeden!"

Mensch. Jemand behauptete einmal: „Der Mensch sei eigentlich so gut, wie alle übrigen Säugethiere, ein vierfüßiges Thier. Daß das Gehen auf zwei Füßen nur eine unnatürliche Bewegung sei, beweise sich unverkennbar aus der unwillkürlichen Mitbewegung beider Arme bei dem Gehen, welche noch dazu immer gerade in demselben Takt und Zeitmaaß nach vorwärts fielen, wenn das Thier den Vorderfuß aufsetzen würde.

Menschen. Menschen sind Gedanken der Erde.

Börne.

— Menschen und Winterrettige muß man weit säen, damit sie groß werden; engstehende Menschen haben zwar einen schlankern Stangenschuß, aber keine Wetterfestigkeit, keine so reiche Krone und Aestung wie freistehende.

— Menschen, die das Leben am wenigsten zu benutzen verstehen, sträuben sich am meisten es zu verstehen.

— Das giftigste Thier ist eigentlich der Mensch. Nur er vergiftet oft seine eigene Gattung, selbst in zärtlicher Vereinigung.

— Es gibt Menschen, die vor lauter Vernunft niemals gescheut werden.

Menschen.

Grundsätze wachsen gern
Den Menschen und ihrem Treiben fern.
Handlungen hingegen gedeihn
Unter Menschen allein.
Mag sich jeder geberden
Wie's ihm paßt nnd frommt;
Unter Menschen wird er nicht besser werden,
Wenn er nicht gut schon unter sie kommt.

Jean Paul. Holtei.

— Menschen, die das Wort Gottes oft und aufmerksam hören, ohne dadurch besser zu werden, gleichen den Fischen, die, in dem Meere lebend, dennoch unschmackhaft bleiben und die man erst salzen muß, um sie genießen zu können.

— Manche Menschen sind wie die Spieluhren, die süße Töne von sich geben, ohne selbst etwas dabei zu empfinden.

— Gott hat nur die obern Theile des Menschen geschaffen und der Teufel den Rest Paterniani.

— Manche Menschen gelangen zu einer gewissen Höhe wie die Schornsteinfeger. Sie kriechen durch dunkle und garstige Kanäle und -- machen sich schwarz

— Menschen, die ohne alle Rücksichten leben, ähneln den Ruderknechten, die dahin den Rücken kehren, wohin sie steuern.

— Menschen sind Lampen, welche die Zeit anzündet und jeder Luftzug verlöschet.

— Wie es Bücher gibt, die unter aller Kritik sind, so auch Menschen. Sie geben oft nicht einmal Anlaß zu einem Tadel.

-- Mancher Menschen Worte gleichen den Flötentönen; allein man vergißt nicht, daß Wind der Vater auch des süßesten Flötentones ist.

Menschen.

Was ist der Mensch? — Ein Thier, das seinen Lehrer straft,
Bald mit dem Tod am Kreuz, und bald mit Schierlingssaft.

— Des Menschen Stirn gleicht dem Zifferblatte der menschlichen Seele. Schau hin, wenn du wissen willst, welche Zeit es darin ist.

— Kein Mensch ist so gut, als sein Name, weder im Guten noch im Schlimmen.

— Die Menschen verdanken der Sprache mehr, als die Sprache den Menschen.

— Der Mensch, der nichts fürchtet, macht alles zittern.

— Immer tadeln die Menschen das, dessen sie nicht fähig sind.

— Die Menschen sind eine seltsame Art von Schafen, die sich einander selbst die Wolle abscheeren.

— Der Mensch ist gut, aber die Menschen taugen nichts.

— Menschen und Bücher müssen in mehr als eine Schule gehen, um endlich die Errata zu verlieren.

— Es gibt Menschen, die Gott nicht fürchten würden, wenn es ihnen auch vom Teufel selbst geheißen würde.

— Der Mensch ist ein vernünftig Thier
Voll unersättlicher Begier;
Was er gern möchte hat er nie,
Und was er hat, das mag er nie.

— Der Mensch gleicht einem Luftballon. Die Kunst, ihn zu leiten, ist noch nicht erfunden.

— Die Menschen kann man in moralischer Hinsicht, wie die Schmetterlinge, in drei Klassen theilen; nämlich in Tagmenschen, in Dämmerungsmenschen und in Nachtmenschen.

Menschen.

Des Menschen Seele
Gleicht dem Wasser;
Vom Himmel kommt es,
Zum Himmel steigt es,
Und wieder nieder
Zur Erde muß es,
Ewig wechselnd. Goethe.

Die **Menschen** sind Schauspieler. Die Welt ist die Bühne, — Menschen sind die Schauspieler. Der Zufall verfaßt das Stück, das Glück theilt die Rollen aus. Die Narren verändern die Scene, die Philosophen sind die Zuschauer. Die Reichen sitzen in den Logen, die Mächtigen haben ihren Platz im Parterre, und die Armen sitzen auf den Gallerien. Das schöne Geschlecht reicht Erfrischungen, die Wucherer sitzen an der Kassa, und die welche das Glück verließ oder vergaß, putzen die Lichter. Die Narrheit macht die Musik dazu, und die Zeit hebt und senkt den Vorhang.

Die **Menschen** sind wie Bücher, man hängt jedem seinen Titel hinter'm Rücken an. s.

Dem **Menschen** wurden schon mannigfaltige Namen beigelegt: Moses nennt den Menschen Gottes Ebenbild. Im Buche Hiob heißt er der Sohn vom Staub. Platon nennt ihn ein Wunder und der Allmacht wirkendes Werkzeug. Sokrates einen kleinen Gott, Plotinos des Herrn Alles-Guts, Philemon den Anlaß zum Elend, Herodot das Elend selbst, Sophokles ein Bild, Pindar den Traum eines Schattens, Shakespeare den Schatten eines Traumes, Aeschylos und Aristophanes nennen ihn Tagesgeschöpf, Erdensohn (Sterblichen), Andere schlechtweg den vom Weibe Gebornen. Hauch und Schall heißt er bei vielen Gnomikern. Bei Homer, Ossian und in der Bibel ꝛc. wird er einem hinfälligen Baumblatte verglichen. Aristoteles nennt ihn eine

kleine Welt (ein Weltall im Kleinen). In Goethe's Faust heißt er die kleine Narrenwelt. Herder sagt: „dem Thiere ist der Mensch die sichtbare Gottheit der Erde. Fr. v. Oertel nennt ihn die strahlende Krone der Schöpfung und was dergleichen mehr. Demme sagt lustig: die Menschen sind keine Engel, aber auch keine Teufel. Wir sagen lustiger: Sie sind besser als beide. — Im Prolog zum Faust ist bei Goethe der Mensch der kleine Gott der Welt; in Schiller's Göttern Griechenlands, oder sonst wo, heißt er der Würmer erster, edelster, und in seinem Künstler: der Herr der Natur 2c.

Menschen. Was ist der Mensch? In der Jugend ist er ein Fragezeichen an die Zukuuft, in seinem reiferen Alter eine Parenthese der Gegenwart, und in seinem Alter das Ausrufungszeichen an die Vergangenheit. s.

— Die Menschen sind wie Zeitungen, wenn eine schlechte That geschieht, ein Frevel, eine schauderhafte That, davon reden sie lange und ausführlich, wenn eine gute That geschieht, so wird sie kaum erwähnt. s.

Die **Menschen** sind fast wie die Zeitwörter. Sie werden eingetheilt in thätige und in leidende. Leider ist im Leben der Fall, daß gerade die Thätigen zugleich die Leidenden sind, und oft muß der Eine leiden für das, was der Andere that. Wie es unter den Zeitwörtern Wörter gibt, die weder ein Thun noch ein Leiden anzeigen, Mittelzeitwörter, z. B. leben, so gibt es auch unter den Menschen viele, die nichts zu thun und nichts zu leiden haben, das sind die Mittelzeitmenschen; Menschen, die so viel Mittel haben, daß sie mit der Zeit gar nichts anzufangen wissen. Die Männer sind die regelmäßigen Zeitwörter, d. h. Einer wird von der Frau so abgeändert wie der Andere. Die Frauen sind die unregelmäßigen Zeitwörter. Eine jede Frau

oder Konjur muß auf eine andere Art konjugirt, d. h. abgeändert werden. Die Frauen sind wie unregelmäßige Zeitwörter stets nur in der halbvergangenen Zeit einsilbig, nie in der gegenwärtigen Zeit, und sie haben auch das mit den unregelmäßigen Zeitwörtern gemein, daß sie in der zweiten und dritten Person oft gern abweichen.

Wie viel **Menschen** können auf der Erde leben? Man hat berechnet, daß die Erde zwischen sechszehn und siebenzehn Billionen Menschen oder noch achtzehnmal so viel ernähren kann, als gegenwärtig auf ihr wohnen, selbst wenn sie nicht besser angebaut würde, als es jetzt geschieht, so viel ist noch unbenutzter Raum übrig.

Kein **Mensch**. Die ganze Bevölkerung eines Winkelbierhauses bestand jüngst aus der Wirthin, ihrem Kellner und einem Gaste. Als der Kellner auf Begehr des Gastes eine Halbe frischen Bieres aus dem Keller zu holen ging, rief ihm die sorgsame Frau Wirthin nach: „Franz! ja nicht mehr als eine Halbe, es ist ja kein Mensch da!“

Menschen-Anzahl. Der berühmte Statistiker Baron Charles Dupin hat berechnet, das seit der Erschaffung der Welt, nach der heiligen Schrift, 26,628,843,285,075,840 Menschen gestorben seien.

Das **Menschenauge** gleicht der Thür des Janustempels. Wenn es geschlossen ist, herrscht Friede in der kleinen Welt, die sich unter dem Namen Mensch auf der großen umhertreibt.

Menschenfresser. Bei den Battakern, einem Volksstamme auf Sumatra, ist das Menschenfressen sogar gesetzlich sanctionirt. Aufgefressen werden: 1) Ehebrecher. Daher kommt es, daß die battakischen Damen sehr keusch sind oder sehr keusch sein müssen, weil sie nur mit vieler Mühe Verführer finden könnten. 2) Landesverräther und Spione.

3) Diebe, die wiederholt gestohlen haben, ohne sich zu bessern. Nachdem ein solcher Verbrecher an den Pfahl gebunden worden, schneidet jeder der Anwesenden sich ein beliebiges Stück Fleisch von ihm ab, welches über dem Feuer geröstet wird, während der Verbrecher langsam zu Tode blutet, ohne daß es Jemandem einfällt, ihm den Gnadenstoß zu geben. 4) Gefangene Feinde. Sind diese nicht im offenen Gefechte gefangen, sondern nur auf Feldern aufgegriffen, so werden sie nicht lebendig verzehrt, sondern man durchschneidet ihnen erst die Kehle, ehe man sie speist. Es bleibt merkwürdig, wie ein solch unmenschlicher Gebrauch bei einem Volke bestehen kann, das manche gute Sitte hat, das seine eigene Schriftart besitzt und bei dem die Kunst zu lesen und zu schreiben allgemein verbreitet ist.

Menschenfresser. Einige Engländer suchten den Bischof von Quebeck, der auf der Reise von ihnen abgekommen war. Sie trafen einen Wilden an und fragten ihn: „Kennst Du den Bischof von Quebeck?" — „Wie sollt' ich nicht," antwortete er, „ich habe ihn gegessen."

— Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts gab es in Frankreich einen berüchtigten Menschenfresser. Dieser Mann hieß Blaise Ferraye, genannt Sayé, und war aus Cominges. Er wurde am 13. December 1782 zu Toulouse hingerichtet, nachdem er eingestandenermaßeu einundachtzig Personen aufgefressen hatte. Sein letztes Opfer war ein spanischer Kaufmann.

— Auf dem Schilde einer Gauklergruppe zu Bordeaux las man neulich folgende Aufforderung: „Der hier eingesperrte Menschenfresser Master Michael frißt jeden Menschen binnen einer Stunde auf, wovon man sich persönlich überzeugen kann."

Menschenfresser.

Speisekarte

des glänzenden Diners, welches die Wu-hu-hu-hu-wu's, der civilisirteste Stamm der karaibischen

Menschenfresser,

kürzlich zu Ehren ihres Häuptlings Hau-du-ju-du veranstalteten.

Suppe von europäischen Gens d'armen.
Mucker-Bouillon mit Lippen-Klößen.
Caviar von Kreuzrittern.
Ragout fin von Diplomaten mit Krebsschwänzen.
Maccaroni à la Raine d'Espagne.
Gezwiebelter französischer Preßkopf.
Geschmorte Banquiers mit Capern.
Fricassée von gemästeten Pfaffen in Rothwein.
Tartuffe's mit Trüffeln.
Gedämpfte deutsche Deputirtenzunge mit süßer Brühe.
Junge Hofräthe mit Bücklingen.
Geräucherten Primadonnenkopf mit Lorbeeren.
Treubündler-Brägen in Kümmel.
Boeuf à la mode von Ord-Od-Ochsen (?).
Gespickter Pariser Correspondent in Blätterteig.
Pastete von Glückspilzen.
Eine aristokratische Schriftstellerin en papillote.
Deutsches National-Beefsteak mit Hindernissen.
Lieder ohne Worte (à la Wilkens) von deutschen Poetenherzen.
Frischgebackene Adelige mit Schnecken.
Gestobte Märzminister mit Hummersauce.
Schwarzsauce von Spionen.
Organisirte Demokraten mit Cayennepfeffer.

Gänseklein von Tänzerinnen.
Abgebrühte Putenjunker mit Stockfisch-Salat.
Geklopfte Umkehrer mit Knallschoten und Mohrrüben.
Arme Ritter in Spiritus.
Kopf-Salat von Literaten, Polen und Juden.
Communistische Gelbschnäbel und Rothbärte.
Eis von Nabobsherzen.

Man sollte nie sagen, es giebt keine **Menschenfreunde** auf der Welt, ohne erst im Stillen alle Hunde um Vergebung zu bitten.

Menschenrechte. Einige Buchhändler wurden hart bestraft, weil sie Payne's Buch über die Menschenrechte verkauft hatten. Da sagte Jemand: „Ganz Recht, es giebt keine zu harte Strafe für diejenigen, die sich erdreisten, die Menschenrechte zu verkaufen."

Die **Menschheit** ist besser als ihre Geschichte.

Die **Menschheit** ist eine Ebene, wenn man in ihr steht, ist sie flach; man erhebe sich über sie, und sie erscheint uns selbst erhaben!

Menschlich. Um uns billig, gütig und menschlich gegen Andere zu machen, müssen wir fremde Naturen treu in uns aufzunehmen suchen, fremde Lagen uns aneignen und fremde Gefühle zu den unsrigen machen. Schiller.

Menschlichkeit Ein Hauptmann wurde mit sehr wenigen Truppen beordert, ein hochgefährliches Unternehmen auszuführen. Er bat, ihm die Hälfte der ihm zugetheilten Soldaten abzunehmen. „Ja, warum?" fragte der General erstaunt. — „Weil es besser ist, nur weniger Leute gehen zu Grunde als viele."

— Als der Erzherzog Karl im Feldzuge von 1800 auf seiner Reise von Böhmen zur Uebernahme des Commandos der ihm bestimmten Armee sich dem Schauplatze des Kampfes

näherte, stieß er auf viele, von ihren Kameraden verlassene, Verwundete, die aus Mangel an Pferden ihre Bagagewagen selbst zogen. Der Prinz ließ sogleich die Pferde von mehreren Kanonen, die auch schon im Rückzuge begriffen waren, abspannen, indem er sagte, daß diese braven Männer mehr gerettet zu werden verdienten als ein paar Kanonen. Sobald dem General Moreau diese hochherzige Handlung des deutschen Heerführers zu Ohren gekommen war, befahl er sogleich, die Kanonen zurückzugeben, indem er bemerkte, daß er keine Kanone haben wolle, die aus so menschenfreundlichen Gründen verlassen wäre.

Menschenkenntniß. Um Menschen kennen zu lernen, muß man mit ihnen umgehen; um sie zu lieben, muß man ihnen Gutes thun; aber um sie achten zu können, muß man sie — meiden. S.

— Die Russen haben dies Sprüchwort: „Man empfängt einen Mann, je nachdem sein Rock, und man entläßt ihn, je nachdem sein Verstand ist.

Menschenkomödie (Die).

Ein groß Komödienhaus ist diese Welt,
Worin, maskirt, wir unsere Rollen spielen;
Der liebe Herrgott sieht dem Stück seit vielen
Aeonen zu von seinem Sternenzelt.
Es herrscht der Intrigant; es zagt der Held;
Es prunkt der Schuft mit seinen Hochgefühlen,
Und Alle streben nach demselben Zielen,
Nach Lappenehre, Rang, Genuß und Geld.
Das Drama ist erbärmlich, kein Gedicht;
Nur den Coulissen kann man Beifall schenken;
Inhalt und Spiel hat Lug und Trug verdorben,
Und sagte mir ein altes Sprüchlein nicht!
„Der alte Gott lebt noch!“ — ich würde denken,
Er sei vor Langeweile längst gestorben. W. Achat

Menschenverstand.

„Für meinen Beklagten, den Alle schützen,
Spricht schon der gemeine Menschenverstand,
Ihr hohen Richter!“
„„Was soll der Tand?
Im Hause der Lords und bei den Gesetzen
Gilt nie der gemeine Menschenverstand!““

Merci und noch einmal **merci**! An einer reichbesetzten Tafel hatte sich auch ein Krautjunker aus der Nachbarschaft eingefunden, der für sehr hitzig, dabei aber auch für etwas einfältig galt. Der Junker nies'te und einer der Herren ihm gegenüber ruft ihm zu: **à votre santé** (zu Ihrer Gesundheit)! Der Junker nies't wieder, der Fremde ruft abermals diese Worte zu. Da nun der Junker, der kein Wort Französisch versteht, darüber in Verlegenheit kommt, fragt er seinen Nachbar, was jener damit sagen wolle. Dieser, ein Schalk, sagte dem Junker, daß er das nicht leiden dürfte, es sei ein sehr beleidigendes Schimpfwort, doch wenn es noch einmal passirte, möchte er nur antworten: **merci** (Dank) — das sei noch viel stärker. Der Junker beeilt sich zu niesen, um seinen Aerger auslassen zu können. Der Fremde ruft sogleich seine Worte zu; aber jetzt steht der Junker auf und donnert den Fremden an: „**merci** und noch einmal **merci**! nun gehen Sie hin und verklagen Sie mich wo Sie wollen!“ Die ganze Gesellschaft brach in ein schallendes Gelächter aus, und nachdem es zur gegenseitigen Erklärung gekommen, schlich sich der Junker beschämt von dannen.

Merkmale.

Woran erkennest Du die schönsten Blumen?
An ihrer Blüthe.

Woran erkennest Du die besten Weine?
An ihrer Güte.
Woran erkennest Du die besten Menschen?
An dem Gemüthe.
Woran erkennest Du den Scheich und Mufti?
An der Kapuze.
Die Antwort, Freund, ist richtig geh' und mache
Sie Dir zu Nutze. Mirza Schaffy.

Merkwürdigkeiten. Ein bartloser Fähnrich in X. hatte seine Gesichtsmuskeln so in der Gewalt, daß er während der Parade seine starken Augenbraunen bis unter die Nase herabzieht und so den oben angedeuteten Mangel ersetzt.

— Ein Mechanikus in Stettin hatte vergangenen Sommer das kalte Fieber so arg, daß in seiner Nähe das Thermometer bis auf den Gefrierpunkt herabsank.

— In der bekannten Parfümeriefabrik von Treu und Nuglisch in Berlin findet eine Seife reißenden Absatz, die nicht allein vom Schmutz, sondern auch vom Verdachte reinigt.

— Sogar die Gänse gehen mit der Zeit fort. Als unlängst ein Federposenfabrikant den Flederwisch einer Gans herausnimmt, sind darin dicht aneinander nichts wie Stahlfedern gewachsen.

— Einem Schneider brannte vor den Feiertagen die Arbeit so auf die Nägel, daß ihm der Fingerhut geschmolzen ist.

— Auf einem Rittergute sah man sich genöthigt, an einer Wand des Schlafzimmers mehrere Freskogemälde abzukratzen, welche italienische Landschaften darstellten; denn die blühenden Orangenbäume waren so natürlich, daß durch den Duft derselben die gnädige Frau ohnmächtig geworden war.

Merkwürdigkeit. Ein Landwirth, dem das Futter für die Kühe ausgegangen war, setzte diesen grüne Brillen auf und warf ihnen Hobelspähne vor, welche sie sofort für Gras verzehrten.

— In London wurde kürzlich ein Irländer bemerkt, der so groß war, daß er niederknien mußte, wenn er sich den Kopf kratzen wollte.

— In einer Berliner Gesellschaft präsentirte man Thee der so schwach war, daß er nicht aus der Kanne laufen konnte.

— Amerikanische Zeitungen erzählen folgendes merkwürdige Zeichen von Zerstreutheit: „Ein Kärrner aus Vermont, der zum Markte fahren wollte, hob sein Pferd auf seinen Karren, spannte sich vor denselben und merkte seinen Irrthum nicht eher, als bis er wiehern wollte."

— Im Invalidenhause zu Paris befindet sich ein Sappeur von Napoleons Garde, der so zusammengeschossen worden ist, das nur die Nase von ihm übrig blieb und diese wird auf Kosten des Staates mit Schnupftabak unterhalten.

— Ein Student, der einer Gesellschaft den Antikensaal in Oxford zeigte, machte recht ernst auf einen großen Degen aufmerksam: „Das ist der Degen Bileams, womit er seinen Esel zu tödten drohte." Eine Dame entgegnete, sie habe nie gelesen, daß Bileam einen Degen besessen; es heiße in der Bibel: „ er habe sich einen gewünscht." Der Student entgegnete, ohne aus der Fassung zu kommen: „Ganz recht, Madame, dieser ist eben der, den sich Bileam gewünscht hat."

— „Mein Gegner und ich waren so geschickte Schützen, daß wir uns Beide in einem Tempo todtgeschossen hätten, wenn die Kugeln nicht jede in den Lauf der Pistole des Andern geflogen wäre!"

Messe. „Ich bitte um eine Messe für eine Siebenkreuzer.“ — „ „Sie kostet mindestens 30 Kreuzer.“ “ — „Ach, ich habe nicht mehr! Lesen Sie nur so weit, als ein Siebener reicht.“

Messen und Affen. In den Messen werden die Affen für Geld gesehen; außer den Messen sieht man sie umsonst.

Meßbericht aus Leipzig:

Ich bezahle nicht!
Du bezahlst nicht!
Er bezahlt nicht!
Wir bezahlen nicht!
Ihr bezahlet nicht!
Sie bezahlen nicht!

Messias. Fox hatte ungeheure Summen von verschiedenen Juden geliehen in der Hoffnung, von der Erbschaft eines Onkels alle seine Schulden abzutragen. Der Onkel heirathete und bekam einen Sohn. „Das Kind ist der Messias,“ sagte Fox, „es ist auf die Welt gekommen, die Juden zu richten.“

— Ein deutscher Israelit, der sich Geschäfts halber längere Zeit in London aufhalten mußte, ging daselbst zum Christenthum über. Er meldete seiner Gattin dies Ereigniß brieflich mit den Worten: „Rebekkchen, ich habe mer lassen taufen. Wenn Du willst noch länger warten auf den Messias, gut, warte! Ich habe die Geduld verloren.“

Die **Metalle** genießen zwei Sakramente. Die edlen werden von den Juden beschnitten und die unedlen von den Christen getauft, wie die Glocken.

Metaphysik ist das Luftschiff unserer Gedanken; je höher wir aufsteigen, desto mehr werfen wir von dem Ballast des Glaubens auf die Erde. Und zuweilen geschieht es, daß der Ballon zerreißt und der kühne Luftsegler herab-

stürzt und zerschellt an den Felsen der rauhen Wirklichkeit seinen Geist aufgiebt. Darum hüte Jeder sich vor solchem Wagnisse, und lenke sein Gedankenschifflein ruhig und zufrieden auf dem Oceane des Lebens.

Metzger weiß die Schafsköpfe gehörig zu behandeln, prüft Herz und Nieren des Rindviehs und wühlt grausam in den Eingeweiden unschuldiger Lämmer. Stets ist sein Geist darauf gerichtet, das Fleisch zu tödten, und doch wird er nie für einen Heiligen erklärt.

Meyer. Eine originelle Wette beschäftigte einst die Hamburger Börse. Ein dortiger Kaufmann stellte nämlich gegen mehrere seiner Freunde die Behauptung auf: er wolle Hundert verschiedene Personen mit denselben Worten anreden und alle sollten darauf genau dieselben Worte entgegnen. Dies schien Jenen unglaublich und die Wette wurde gemacht. Alsbald redete nun der Kaufmann alle Bekannte mit den Worten an: „Haben sie schon gehört, Herr Meyer hat sich ein Haus gekauft?" und die Angeredeten erwiederten sämmtlich: Welcher Meyer? — Er hatte gewonnen.

Mézeray hinterließ einen Goldthaler mit der Beischrift: „Diesen Goldthaler legte ich seit 20 Jahren zurück, um ein Fenster auf dem Grèveplatze zu miethen, wenn einmal ein Recensent aufgeknüpft wird."

„Ist nichts an mich?" schrie Herr Y, unter der Ladenthüre stehend, dem vorübereilenden Briefträger zu. „Nein," antwortete dieser geschäftigt aber überhöflich, „an Ihnen ist nichts."

Michel Angelo wurde von Kaiser Karl V. gefragt, was er von Albrecht Dürer halte. Der Künstler antwortete: „Wäre ich nicht Michel Angelo, so möchte ich lieber Albrecht Dürer sein, als Karl V."

König Midas.

Eine abgekürzte Chronik.

Midas.

Weh' mir, wie trifft mich Götterzorn! Wie furchtbar mit das Fatum grollt!
Wohin ich schau', ist Silberschein, und was ich fasse, das wird Gold!
An meinen Eingeweiden nagt der Hunger schon mit wilder Gier,
Denn selbst das Brod im Munde wird zu dem verfluchten Mammon mir!
Von einem goldenen Kalbe war das Kalbfleisch, das man heut' mir bot;
Des Wein's lebendiges Gold erstarrt, berühr' ichs nur, zu goldnem Tod!
Blas' ich Trompete, kommt ein Werth in meine Noten flugs hinein,
Und schreib ich einen Liebesbrief, so wird's ein Tausend-Thalerschein!
Reiß ich mir ab ein Stück Papier, das jeder Weise Wisch nur nennt,
So steigt's in meiner Hand sofort um sieben oder acht Procent!
Herz' ich ein Weib, so wird's ein Schatz, ein kalter, todter, der nur gleißt,
Und lese ich, so les' ich: Geld! und immer: Geld! nur keinen Geist!
Die Schulden, die als großer Fürst ich machte, werden Kapital!
Dukaten schlürf' ich ein statt Luft; zum Pfund wird jeder Sonnenstrahl!
O Bacchus, wende deinen Zorn! Erlöse mich von dieser Qual!

Bacchus.

Wie sollt' ich doch? Dir wird ja nur, was du als Höchstes stets regiert,
Um das du Alles hast verhöhnt, was Herz und Sinn des Menschen ziert!

Midas.

Im Wahnsinn war ich! Rettung, Gott! Sonst stürz' ich morgen schon in's Grab!
Im Golde erstick' ich, hilfst du nicht!

Bacchus.

Geh', wasch dich in der Krisis ab!
Sie ist ein Strom von selt'ner Kraft; sie stürzt, was steht auf faulem Grund,
Und was am gold'nen Fieber litt, daß macht sie wunderbar gesund.

Midas.

Evoe! Evoe! So werd' ich frei von dieser fürchterlichen Pein!
Auf, auf zur Krisis-Badecur! Mit Wollust stürz' ich mich hinein: (Er badet.)

Apoll.

Nun du von deiner Qual erlös't, begleit' mich zum Parnaß hinauf;
Wir haben heut' Akademie und führen Classisches nur auf.

Midas.

Ich gehe mit, wenn auch nicht gern, denn einzig nur ergreift mein Herz
Moderner Hopsa-Vaterfluch und colorirter Weltenschmerz.
Was ihr gediegen nennt und groß, das heiße ich fade, zopfig, faul;
Es reizt mich nicht, es langweilt mich; es ist kein Kitzel drinn —

Apoll.

Halt's Maul!

(Unterhaltung der Musen auf dem Parnassa. Apoll besingt zum Schluß begeistert den deutschen Befreiungskrieg.)

Bacchus (weckt den Midas).

Ist's möglich? Midas, wie, du schläfst?

Midas.

Ich hab' mich furchtbar ennuyirt!
Für Poesie und Vaterland und Freiheit bin ich blasirt.
In Sophokles und Shakespeare ist von einer Grille keine Spur;
Euterpen mangelt Trillerei und Polyhymnien Bravour;
Thalien fehlt der Blödsinn ganz; die Waden der Terpsichore
Sind wenig prall nur, und Apoll: singt gar kein zotiges Couplet!
Und Goethe, Schiller, Lessing pfui! Das Alles ist verwelkter Ruhm;
Das reizt nicht durch Melange uns vom Mucker- und Lorettenthum;
Das will Uns noch begeistern? Pah!

Apoll (zieht ihm die Ohren lang).

Unwürd'ger Richter, halte ein!
Nimm dies! Es soll fortan Symbol von deinem Kunstgeschmacke sein.

Midas.

Was? Eselsohren mir, der ich aus Ueberzeugung kritisirt?

Bacchus.

Du badetest noch nicht genug; bist noch vom Golde inficirt.

(Der Vorhang fällt.)

Epilog.

Auf deine Frage bleib ich stumm
O, majestät'sches Publikum:
Ob seine lange Eselsohren
Der König Midas jetzt verloren? Gl.

Umgekehrter **Midas.**

Was nur Midas berührte, ward Gold! Doch unser Minister,
Wenn er dein Gold kaum berührt, macht dich zu was du nur willst.

Miene. Oft bemerkte man in einem verständigen Kopfe eine dumme Miene; aber noch öfter gelehrte Mienen bei übrigens ganz leeren Schädeln.

Blos zur **Miethe.** Ein Mann war seinem Ende nahe. Als ihm der Priester das Sacrament reichen wollte und die Worte las: „Herr, ich bin nicht werth, daß Du in mein Haus eingehst! und ihn dieselben wiederholen ließ, so sagte er sterbend nach den drei letzten Worten: „O, Herr Pater, dieses ist nicht mein Haus, ich wohne nur zu Miethe."

Gedanken über **Miethe** und Hausbesitzer.

Der wesentliche Unterschied zwischen Mensch und Thier ist der Vorzug des Erstern: Miethe bezahlen zu müssen.

Alle vernunftlosen Wesen, ob sie auf dem festen Lande, im Wasser oder in der Luft, in Höhlen, Muscheln, Zellen, Nestern oder wo immer leben: wohnen umsonst. Erst mit der Miethe beginnt das Menschenreich; die Miethe ist die Vernunft.

Die Sclavenhändler haben daher ganz Recht, wenn sie jene dunkelfarbigen Zweifüßler, welche sich selbst ihre Hüte bauen und in wilder Freiheit ohne Hauswirth leben, wie das Vieh behandeln.

Wenn der Mensch, das ein- und ausziehende Wesen, am Schlusse des Quartals keine Miethe bezahlt, so wird

er ausgezogen oder hinausgeworfen, oder beides, und muß im Freien, wo kein Hausherr und kein Herrenhaus ist, campiren, weil er sich von der Vernunft losgesagt und zum Thier erniedrigt hat.

Je mehr der Mensch Miethe bezahlt, je mehr bildet er seine Vernunft aus. Die rohesten Zustände finden wir daher wie uns die Miethologie lehrt, in bloßen Schlafstellen oder ställen zu 15 bis 20 Sgr. monatlich; in einzelnen Kammern zu 2 bis 3 Thlr. zeigen sich schon erfreuliche Anzeichen von Cultur und noch mehr erfreuliche in „möbilirten Zimmern für Herren und Damen." In das Bereich höherer Cultur tritt aber der Mensch erst, wenn er sich von seinem Weibchen absperren, seinen Jungen entfliehen, Gesellschaften geben, vor lästigen Besuchen schützen und Bedienung halten, mithin eine ganze Reihe von großen und kleinen Zimmern miethen kann. Daß man zu einer solchen Ausbildung seiner Vernunft nicht unter 600 Thlr. jährlich gelangt, bedarf kaum der Erwähnung.

Der Trieb zur Gemeinheit in der großen Ueberzahl der Menschen zeigt sich am deutlichsten in ihrem Widerwillen: nicht von Jahr zu Jahr gesteigert zu werden. Gegen welche Bosheit haben sich unsere Hausbesitzer zu wappnen und wie viel Starrköpfigkeit zu besiegen, um auf ihr unermüdliches Bestreben und Thun, die Weiterbildung des Menschengeschlechtes alljährlich mit einiger Befriedigung blicken zu können!" Viele Menschen kündigen lieber und ziehen lieber aus, als daß sie sich auf eine höhere Stufe der Cultur bringen ließen und selbst die, welche sich dem unterwerfen, weichen nur der Gewalt, welche sich aus der nachahmungswürdigen Einigkeit unserer Hausherren entwickelt.

Die Hausbesitzer, welche keine Miethe zahlen, sind

deshalb keineswegs unmenschlich; sie sind vielmehr übermenschlich, indem sie Miethe nehmen, mithin die Vernunft in sich concentriren und zur höchsten geistigen Potenz bringen. Sie sind die sicht- und fühlbar gewordenen Engel. Wie die Thiere unter uns, so stehen wir unter den Hausherrn, den verklärten Beförderern der Ziehvielisation. Sie haben das gleiche Recht über uns, dessen wir uns über die Thiere bedienen, welche wir bekanntlich tödten, zu Sclaven machen und martern, um unsere Bedürfnisse und Neigungen zu befriedigen — und wenn uns unsere Hausherren niemals tödten, um ihre höheren Bedürfnisse und Neigungen zu befriedigen, so ist diese Enthaltsamkeit eben nur ein Wahrzeichen ihres Engelthums, ihrer metaphysischen Beschaffenheit. Sie steigern, sie erheben uns und geben selbst ihrem Ausziehen, das wir dafür von ihnen erdulden, die anmuthigste Form, eine Form, in welcher wir als selbstständige und freie Wesen zu handeln meinen. Einig, wie sie sind, lassen sie uns nämlich ruhig in dem ewigen Wechsel der Quartale von Einem der Ihren zum Andern ziehen — und immer in den Activ-Wahn bleiben: wir zögen aus. Gl.

Miethpferde. In einer großen Assemblée verspielte ein Cavalier, der schon verschuldet war, ansehnliche Summen. Einer, der ihm zusah, flüsterte seinem Nachbar in's Ohr: „Sehen Sie, wie der Graf seine Füchse hineinreitet?“ — „Freilich,“ erwiderte dieser, „aber er reitet auf Miethpferden, und die schont man nicht.“

Militär-Befehl. Ein Soldat hatte seine Patrontasche nicht gehörig geputzt, so daß sie noch staubig war. Der Unterofficier, sobald er das Dienstvergehen gewahr wurde, fuhr den armen Teufel ganz entrüstet an: „Mach Er rechts um kehrt Euch, und seh' Er 'mal seine Patrontasche an!“

Militär-Befehl. In einem Tagesbefehle des Marschalls S*** stand wörtlich: „Die Regimenter, die keinen Wagenmeister haben, können sich einen solchen machen. Diejenigen Schanzen, welche noch nicht mit Kanonen bestellt sind, haben sich bei Zeiten zu melden."

Militärisch. Ein ehemaliger Militär, mit dem Namen Marolles, der manche Feldzüge mitgemacht und als dienstunfähig entlassen worden war, konnte es gar nicht begreifen, daß ein Krieger, wie er, auf dem Bette sterben sollte. „Es ist doch unverantwortlich," rief er oft aus, „daß ich nicht mit den Waffen in der Hand aus dieser Welt gehen soll." Statt auf einen Stock, stützte er sich auf einen Degen, und wenn man ihm zur Ader ließ, hielt er ihn in seiner Rechten, „denn," sagte er, „ein Krieger darf sein Blut nicht ohne Waffen in der Faust verspritzen."

Milo von Crotana, ein Schüler des Pythagoras und berühmter Wettkämpfer, besaß eine solche Stärke, daß er bei den olympischen Spielen einen Ochsen auf seinen Schultern in der Ringbahn herumtrug. In seinem Alter wollte er noch einmal einen Beweis seiner außerordentlichen Stärke durch das Zerreißen einer schon gespaltenen Eiche geben; während seiner Bemühungen fielen aber die Keile heraus, klemmten die Hände und ungeachtet aller Anstrengung vermochte er sie nicht herauszubringen, und so wurde er eine Beute der wilden Thiere.

Vier **Millionen.** Unter Ludwig XIV. wurde bei einem frohen Ereignisse ganz Paris beleuchtet. Der Generalcontroleur der Finanzen, Abbé Turray, fuhr am Abend umher, um diese Illumination in Augenschein zu nehmen. Unter vielen Sinnbildern und Inschriften fiel ihm eine ganz besonders auf. In einem Kreuz von Lilien las man die transparenten Worte: „Vier Millionen habe ich für meinen

König!" Der Abbé merkte sich dies Haus, und am andern Morgen versäumte er nicht, sich sogleich zu dem Bewohner des Zimmers zu verfügen, an dessen Fenster diese sonderbare Devise brillirte. Beim Eintritt in die ärmliche Stube sagte er: „Mein Herr, ich bin der Generalcontroleur der Finanzen. Die patriotischen Gesinnungen, die Sie durch Ihre gestrige Illumination äußerten, gereichen Ihnen zur größten Ehre. Ich freue mich, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, und zweifle nicht, daß Sie das erfüllen werden und können, was an Ihrem Fenster zu lesen war." — „Das ist schon erfüllt," erwiderte Jener. „Wie? Wann? Da müßt' ich ja wohl auch etwas davon wissen." — „Sie wohl nicht, aber vielleicht der Kriegsminister. Ich heiße Million, habe vier Söhne, welche sich in Seiner Majestät Diensten befinden." Der Abbé empfahl sich und verließ schnell das Zimmer.

Milosch und sein allzutreuer Uebersetzer. Eines Tages war Milosch, Serbiens Fürst, zornig auf seinen gewöhnlichen Dolmetscher Alexei Simitsch, der die groben, plumpen Reden des ehemaligen Schweinehirten in hochpoetische Worte übersetzte. Von einem andern Dolmetscher begleitet, besuchte er den Wessir in Belgrad, und dieser war ganz erstaunt über die Gemeinheit, mit der sich der Fürst diesmal ausdrückte. Als dieser endlich die Wirkung bemerkte, rief er, den Dolmetscher von sich stoßend: „Tölpel, was brauchst Du Dich an meine Worte zu halten? Holt mir den Alexei!"

Milton wurde fast zu gleicher Zeit blind und Wittwer; bald darauf nahm er eine zweite Frau. Als ein Freund sein Befremden darüber äußerte, wie er bei seiner Blindheit eine zweite Gattin hätte finden können, erwiderte Milton: „O sehr leicht, hätte mich Gott auch mit Taub-

heit heimgesucht, dann wäre ich die beste Partie in England gewesen."

Der blinde **Milton** war zum dritten Male und nichts weniger als glücklich verheirathet. Lord Bussingham sagte ihm eines Tages, daß seine Frau eine Rose wäre. „An ihrer Farbe," entgegnete der Dichter, „kann ich es nicht erkennen, denn ich bin blind; aber an ihren Dornen fühle ich es, das Sie Recht haben.

Milton. König Jakob II. besuchte, als er noch Herzog von Kork war, Milton und frug ihn im Laufe des Gesprächs: „Ob er den Verlust seiner Augen nicht für ein göttliches Strafgericht halte, weil er gegen Carl I. geschrieben habe?" Der blinde Dichter erwiderte unerschrocken: „Wenn Eure Hoheit die Unfälle, die uns hienieden treffen, als Merkmale des göttlichen Zornes zu deuten belieben, was denken Sie dann von dem Schicksale Ihres Vaters? Ich habe nur die Augen, er aber hat das Haupt verloren!"

Milton's Satan sagt: „Besser in der Hölle regieren, wie im Himmel dienen!"

Milton wurde gefragt, woher es komme, daß in manchen Ländern der Fürst im vierzehnten Jahre für regierungsfähig gehalten werde, während die Verehlichung im achtzehnten noch versagt sei. „Weil es schwerer ist ein Weib als ein Volk zu regieren," entgegnete der Dichter.

Mina's Einfall in Spanien, im Herbste des Jahres 1830, scheiterte durch Valde's unüberlegtes Benehmen. Um diesen aus dem ihn bedrohenden Unglück zu retten, stürzte er sich selbst in die größte Gefahr. Mina, von allen Seiten verfolgt durch spanische Royalisten, ließ den kleinen Haufen, mit dem er sich zurückgezogen, sich zerstreuen, er behielt Keinen bei sich, außer seinen Adjutanten Mera, einen alten Priester und einen alten Bedienten. Unter Mangel

und Elend wanderten sie im Gebirge herum, jede Minute in Gefahr, in die Hände des Feindes zu fallen. Einst sah sein Adjutant einen Trupp Royalisten auf sie zukommen; Flucht war unmöglich. Mina's Gefährten erblaßten. Er verlor die Gegenwart des Geistes nicht und sprach zu ihnen: „Bleibt ruhig stehen!“ Sie gehorchten. Furchtlos trat er dem Trupp entgegen; als er dicht vor ihm stand, fragte er mit festem Tone: „Zu welchem Corps gehört diese Abtheilung?“ — Der Anführer stutzte, er kannte Mina nicht und wußte nicht, wer ihn auf so gebieterische Weise frage. Mina, es bemerkend, stellte sich zornig und rief mit einem Fluche: „Mein Herr! Ich frage Sie noch einmal, zu wem gehört diese Truppe?“ Der Officier nicht zweifelnd, daß er einen Vorgesetzten vor sich habe, erwiderte kleinlaut: „Wir gehören zu Juanito's Corps.“ — „Was zum Henker bringt Sie denn hierher?“ fuhr Mina fort; „gehen Sie auf der Stelle zu Ihrem Corps zurück!“ Der Anführer, dem dieser Befehl ganz unerwartet kam, zauderte. Da schrie Mina gebieterisch: „Zum T.....! muß ich's noch wiederholen? Gleich maschiren Sie zurück oder Ihr Ungehorsam wird Ihnen theuer zu stehen kommen!“ Der Officier verbeugte sich und gehorchte.

Mineralwasser. Ein Ungar, dem man gesagt hatte, daß an der Quelle alle Mineralwasser am besten seien, äußerte: „Schaun's möcht' ich doch kosten Kölner Wasser an der Quelle!“

Minister stecken gern die Freiheit als Kokarde auf und können sie nicht genug vorspiegeln; erhebt aber die Freiheit wirklich ihre Stimme, so gleichen sie blos dem Teufel, welcher stets mit einer Hahnenfeder geschmückt umherzieht, nichts aber so sehr haßt und flieht, als am Morgen das Hahnengeschrei. J. P.

Minister. Dem Abt Nollet wurde zugeredet, sich einem angesehenen Minister zu empfehlen, um sein Glück zu begründen. Er ging und überreichte diesem ein Exemplar seiner Werke. Der Minister überflog den Titel und antwortete kalt: „Ich danke zwar für Ihre Aufmerksamkeit, allein ich gestehe, ich lese dergleichen Bücher nicht.“ — Rasch fiel Nollet ein: „Erlauben Sie nur, daß ich meine Bücher in Ihrem Vorzimmer liegen lasse, da werden sie wohl Leute von Geist und Geschmack finden, die sie gern lesen.“

„**Minister** wär' ich nun durch Schmeichelei und Kosten,
Doch ach — Minister sein, fällt unser Einem schwer. —
O gieb mir, guter Gott, Verstand zu diesem Posten!“
Da gab der gute Gott ihm — einen Secretär.

Ministerweg. Der deutsche Weg, ein Minister zu werden, ist nicht selten dieser: Der junge Adelige besucht das Gymnasium, Abgang aus Prima mit Nr. III, Ankunft in Göttingen oder Bonn mit zwei großen Hunden. Examen-Durchfall. Uebergang vom Recht zur Verwaltung. Landrathsstelle. Landrath. Immer noch Landrath, aber Ritter vieler Orden, Chef einer Regierung. Vicepräsident einer Provinz. Präsident einer Provinz. Minister.

Gutzkow.

Minute. (Was kann der Mensch Alles in einer Minute verrichten.) In einem alten Romane findet sich folgende Stelle: „Theodor ritt bis an den Garten, sprang vom Pferde — kroch durch den Zaun — flog nach der Laube, wo Kunigunde ruhte — schlich zu ihr hin und stürzte zu ihren Füßen Freudig hob sie ihn empor — er setzte sich an ihre Seite — sank an ihre Brust und schwamm in einem Meere von Seligkeit — das Alles war das Werk einer Minute.“

— Fünf Minuten braucht gerade ein Müßiggänger,

um seine Pantoffeln anzuziehen; ein Wechsler, 20,000 Thlr. zu gewinnen; ein Arzt, einen Schnupfen in eine Entzündung zu verwandeln; ein großer Feldherr, das Schicksal eines Reiches zu entscheiden; eine Coquette, einen braven Mann hinter's Licht zu führen, und ein Mann von Geschmack, ein schlechtes Buch zu beurtheilen.

Mir und mich. Eine Schilderung aus Hannover in der Allgemeinen Zeitung erzählt von einem alten hannoverschen General, der mit dem Dativ und Accusativ auf sehr gespannten Fuße lebte Er fragte einmal vor Jahren einen Maler auf der Ausstellung: „Von wem ist das Bild da?" „Von mir, Excellenz," versetzte der Künstler. — „Ah, van Mir, das ist der bekannte Niederländer, nicht?" war die Antwort. — „Excellenz verzeihen," stammelte der verwirrte Künstler, welcher keinen andern Ausweg sah, sich als den Maler des Bildes dem Bewußtsein des alten Haudegens deutlich zu machen — „verzeihen Excellenz — es — ist — von mich!" — „Ah so, von Sie! nun das freut mich."

Mir und mich. Die Leipziger verwechseln wie die Preußen das mir und mich sehr häufig. Ein junger Herr, welcher das ehemalige Stubenmädchen seiner Mutter lange nicht gesehen hatte, fragte, wie sie jetzt lebe? — „Ach," sagte sie, „ich lebe vor mir und koche mich selber."

Mir und mich. In einer preußischen Stadt wurde von einer wandernden Schauspielertruppe „Don Juan" gegeben, und Donna Elvira ließ sich im zweiten Acte aus ihrem Fenster herab schmelzend vernehmen:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mich rauben," —

„Mir! Mir!“ ertönte es plötzlich im ganzen Hause, und die geängstigte Sängerin begann von Neuem:

„Mann ohne Wort und Glauben,
Willst Du den Trost mir rauben,
Der mir noch aufrecht hält?

„Mich! Mich!“ erschallte es wieder, um bei jedem Verstoße dieser Art schritt das Publikum als donnernder Corrector ein. Als aber der Lärm immer häufiger und toller ward, auch wohl einige Ballhornstimmen mit schallendem Gelächter zur Ruhe verwiesen wurden, rief endlich der Polizeicommissär des Ortes, auf eine Bank steigend und mit glühendem Amtsgesichte: „Meine Herren ich bitte mich Ruhe aus!“ — „Mir! Mir“ dröhnte es jubelnd von allen Seiten, und der arme Polizeicommissarius verließ ingrimmig seine Rednerbühne, befahl den Vorhang fallen zu lassen und schloß unter allgemeinen Gelächter die herabgewürdigte Oper.

Mir und mich. Ein preußischer Auscultator meinte es sei sehr leicht, sich zu merken, wann man mir und mich gebrauchen müsse. Im Monate mit einem r immer mir, im Monate ohne r immer mich — Dagegen erwiderte ein Feldwebel dem Soldaten, der ihn fragte: „Herr Feldwebel muß ich denn sagen: ich melde mir oder ich melde mich?“ Folgendes: „Im Dienst... ich melde mir, und sonst kannst Du's halten wie Du willst.“

Mir und mich. Zwei uniformirte Junker eines norddeutschen Junker-Reiches traten vor Kurzem, einen Ball verlassend, Nachts auf die Straße und eröffneten, da sie sich unbelauscht glaubten, nachfolgendes, wörtlich wiedergegebene Gespräch:

v. H.: Ne, lieber Junge: mir!
v. D.: Du irrst Dir: mich!

v. H.: Du kannst Dir darauf verlassen: mir! Mich kann man nicht gebrauchen.

v. D.: Doch! „Der Tanz greift mich an," es muß so heißen. Mit mir ist es in keinem Fall richtig.

v. H.: (sehr entschieden): Der Tanz greift mir an, heißt es! Ich will es Dir beweisen, lieber Junge! Sieh' mal, die Frage ist zuerst: was greift an? Der Tanz! Was thut der Tanz? Er greift an! Wen greift der Tanz an? Mir! Mithin heißt es: Der Tanz greift mir an!

Als **Mirabeau** durch sein Auftreten im Convent der Gegenpartei immer furchtbarer wurde, versuchte diese, sich seiner dadurch zu entledigen, daß fünfzig Edelleute aus den ältesten Geschlechtern, meistens Officiere, ihn zum Duell forderten. Er — Graf, Abkömmling einer der ältesten adeligen Familien, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten in der Armee gedient, der selbst mit Ruhm gefochten — nahm die fünfzig Ausforderungsbriefe mit in den Convent und rief, indem er bei der Erzählung des Vorganges sie auf den Tisch warf: „Mein Kopf ist dem Vaterlande mehr werth, als fünfhundert solcher Pflastertreter! — Der Moniteur mag meine Antwort auf diese Wische ihren Schreibern und der Nation verkünden."

Mirabeau wurde anfänglich von seinen Gegnern beschuldigt: er lasse sich seine Reden machen. „Nun gut," erwiderte er, „so bestellt Euch nur bei denen, die mir die Reden machen, auch die Antwort darauf."

Mirabeau's Porträt. Lavater, dieser gottselige Cicerone des menschlichen Gesichtes, fand kein Behagen an des berühmten Mirabeau Zügen. Ihm galten sie, wie wir aus dem Briefwechsel Clemens Brentano's mit seiner Schwester, dem genialen Kinde Bettina, entnehmen, als Symbol einer geistigen Carricatur, als Ausdruck einer Verschrobenheit der

Seele. Mirabeau's Nase, meinte dieser gesichterkundige Exeget und Grammatiker des menschlichen Antlitzes, bezeichnete nicht den großen Helden, der kühn einen großen Entwurf festzuhalten vermag, nein, sie sei nichts weiter als eine veritable rothe Bauernnase. Schwülstige Lippen, die so matt in den Winkeln herabhängen, könnten keine Tugend verrathen; sein Auge sei zwar feurig, aber von „finsterer Vermessenheit," auf der Stirne throne nicht Heldenmuth, sondern „schamvergessene Gewaltsamkeit," und der Zug, der durch die ganze Physiognomie des Mannes laufe, spreche markant die Carricatur des Genies, nämlich eine Exaltation aus, die an Narrheit grenze. Kurz, Lavater schrieb zu diesem Portrait die allerliebste Devise: „Schwindelnd an der Narrheit Abgrund."

Bei **Mirabeau's** Begräbniß, dem Hunderttausende folgten, fiel manchen Damen der Staub sehr beschwerlich und sie sagten: „Der Gemeinderath hätte heute wohl die Straßen besprengen lassen sollen!" Ein Weib aus dem Volke sagte darauf: „Der Gemeinderath hat heute auf unsere Thränen gerechnet!"

Miravaux wurde einst von einem stämmigen Burschen angebettelt. „Wie?" sagte Miravaux, „kann ein so rüstiger Kerl nicht arbeiten?" — „Ach gnädiger Herr," rief der Bettler im jämmerlichsten Tone, „wüßten Sie nur, wie faul ich bin! Die Antwort war so unerwartet, daß Miravaux lachen mußte und ihm ein Silberstück schenkte.

Mißgeschick. Ein Bauerjunge stahl, wurde erwischt und ausgepeitscht. Er stahl darauf an einem andern Orte. Es ging ihm eben so. Ein gleiches Schicksal hattte er an einem dritten Orte, so daß er ausrief: „Curios, es ist doch grade, als ob ich nicht stehlen sollte."

Mißgriffe. Als ein Musikdirector einer reisenden Gesellschaft in Schlesien den Bassisten des Orchesters während der Probe der vielen Mißgriffe wegen tadelte, meinte der Schlesier ganz gemüthlich: „Herr, der Baß ist meine, und auf dem kann ich greifen, wie ich will."

Mißverständniß. „Wie hoch kommt das Holz?" fragte ein Vorübergehender einen Bürger, vor dessen Hause sehr gutes Holz lag. „Drei Treppen hoch," war die Antwort.

— In einer ungarischen Stadt wurde ein fremder Reisender, der einen Bedienten bei sich, und zwar hinten auf dem Wagen stehen hatte, beim Hereinpassiren um Namen, Geburtsort u. s. w. gefragt. „Ich heiße N. N. von R." antwortete er. — „Wie heißt der Hintere?" fragte der Wachtkorporal weiter. — „Poder" erhielt er zur Antwort und schrieb unverweilt in seine Schreibtafel: R. mit Herrn Poder aus R.

— Ein französischer Prinz erkundigte sich einst bei dem Baron N. nach dem Befinden seiner Gemahlin. Der halbtaube Baron vernahm die Frage falsch, meinte der Prinz erkundige sich nach seinem Befinden, da er eben an der Grippe litt, und antwortete also: „Monseigneur, es ist Alles umsonst; ich kann sie nun einmal nicht los werden und muß mit dieser Plage leben und sterben. Leider raubt sie mir auch den Schlaf und quält mich des Nachts am meisten!"

— Bei einem akademischen Collegium war eben ein neues Gebäude aufgerichtet worden und der Zimmermeister sollte nun die Kranzrede halten. „Vergessen Sie nicht," sagte der Rector vor seinem Hinaufsteigen zu ihm, „auch die Professoren der alten Stiftung leben zu lassen." — „Nein," erwiderte der ehrliche Meister und rief beim Gesundheittrinken überlaut: „Auch sollen hoch leben die Professoren, die alten Stifte!"

Mißverständniß. Zur Zeit der französischen Besatzung waren die Wachposten in Berlin beordert, Jeden anzurufen, der nach 10 Uhr die Straße passirt. So kommt denn auch ein Berliner aus seinem Weißbierhause und will über den Dönhofsplatz nach der Spittelbrücke. An der Ecke der Leipzigerstraße ruft eine Schildwache: Qui vive! — Je, antwortete er. — Bête! sagt der Franzose, und sogleich hebt jener an: Vater unser der du bist im Himmel ꝛc.

— Zwei katholische Prediger reichten einst zu gleicher Zeit bei dem Fürstbischof Bittschreiben ein. Der Eine wollte eine Perrücke tragen; der Andere wünschte eine Bekannte als Haushälterin zu sich zu nehmen. Der Fürst absolvirte darauf. Allein, da die Schreiben in der Kanzlei verwechselt worden waren, so wurde dem einen Geistlichen erlaubt, eine Perrücke zu tragen, wenn sie das canonische Alter (d. i. das vierzigste Jahr) erreicht hätte; dem andern aber sein Gesuch um eine Haushälterin bewilligt, wenn sie nicht gepudert sei.

— Ein niederländischer Kaufmann wollte eine günstige Conjunctur auf den Antillen benutzen und hatte sich in Versailles die Erlaubniß ausgewirkt: d'armer un vaisseau pour la S. Domingue. Das Schiff war aber zu groß, um bei der Zollstätte auszulaufen und er mußte bei Hofe darum nachsuchen, es durch eine andere Mündung des Flußes Schelde auslaufen zu lassen. Mit der Bittschrift kam jener französische Erlaubnißschein zugleich an den Hof. Man las die Worte: armer un vaisseau, verstand sie nicht im kaufmännischen Sinne und die Antwort war: „Que S. Maj. ne voulait absolument, que ses sujets fissent le metier des Corsaires.“

— In einem katholischen Dorfe starb ein Bauer, der lange Jahre weder zur Beichte noch zum Abendmahl gewesen war. Der Pfarrer glaubte deshalb an die geistliche

Oberbehörde berichten zu müssen, und that dies also: „Es ist hier ein Bauer gestorben, der lange Jahre weder gebeichtet, noch den Leib Christi empfangen hat. Es wird angefragt, ob er ein christliches Begräbniß zu erhalten hat?“ Darauf erfolgte von der geistlichen Behörde ein Rescript an den Dechant mit dem Schlusse: „Suspendator igitur,“ (scilicet Pastor, von dessen krasser Ignoranz die Rede war). Der kranke Dechant sandte das Rescript an den Pfarrer mit dem mündlichen Befehle, demselben sofort zu gehorchen. Es geschah und der Verstorbene ward alsbald, Kraft dieses Befehls, an der Kirchhofsmauer aufgehängt.

Mißverständniß. Ein Dorfschullehrer und ein Barbier geriethen wegen eines Ausdrucks in Wortwechsel. „Das ist ein offenbarer Barbarismus, rief der Lehrer. „Was?“ entgegnete der Barbier; „wollen Sie mich schimpfen? ich spreche die Sprache so rein wie Sie.“

Mitfühlende Politik. Ein französischer Gesandte in Venedig beklagte sich bei einer Audienz, daß die erlauchte Republik dem König von Frankreich zu einem über die Spanier erfochtenen Siege habe Glück wünschen und doch zur selben Zeit dem Könige von Spanien habe condoliren lassen. Der Doge erwiderte: „Die Republik befolgt das Gebot der heiligen Schrift: Freuet euch mit den Fröhlichen und weinet mit den Weinenden.“

Mitgebüßt. Im Jahre 1602 war ein sehr saurer Wein gewesen, der fast nicht zu genießen war. Etliche Pfarrherren in Würtemberg hielten deswegen an, „daß man ihnen als Seelsorgern, die gute Magenweine vonnöthen hätten, einen bessern abreichen möchte.“ Der Herzog Friedrich I. schrieb auf die Bittschrift: „Mit gesündigt, mit gebüßt.“

Mitgefühl. „Ich weiß den Schmerz zu würdigen," — sagte eine Dame zu ihrer Freundin, die eben Wittwe geworden, — „wenn man einen geliebten Gatten verloren hat und Schwarz Einem schlecht kleidet."

Mitgift. Ein Banquier in Paris bewarb sich um die Hand eines Mädchens mit großem Vermögen. Während er seiner Zukünftigen den Hof machte, entdeckte er, daß sie sich in einem Zustande befand, den man, wenn er legitim ist, interessant, sonst aber compromittirend nennt. Der Banquier wollte seinem Schwiegervater in spe hievon Mittheilung machen; beim ersten Worte aber unterbrach ihn dieser: „Sie werden meine Lage zu würdigen wissen. Es war nicht an mir, dieses schmerzliche Geheimniß zu enthüllen. Sie sind jetzt unterrichtet — verzeihen Sie mir — Sie sind an nichts gebunden." — „Aber was drängt Sie denn das Verhältniß zu brechen," erwiderte der Banquier mit größter Ruhe. „Ich glaubte nur, daß das die Mitgift um 200.000 Frcs. erhöhen müßte." Die Mitgift ward um so viel erhöht und die Heirath ging nach der Taufe vor sich.

Mitleid. Herr N. hatte ein sehr schönes Pinscherhündchen. Eine junge Dame, welche in demselben Hause wohnte, hörte das Hündchen jeden Morgen und Abend auf das jämmerlichste schreien. Sie nahm einst Gelegenheit, ihn zu fragen, warum er denn das arme Thierchen täglich zweimal so sehr schlage, daß es durch sein Gewimmer belästige. „Ich schlage mein Hündchen?" ruft Herr N, „da möchte ich mich selbst lieber schlagen, nein, da sind Sie im Irrthume." — „Nun, warum schreit denn der Hund so jämmerlich?" — „Das ist Alles wegen seiner Schönheit" antwortete Herr N. „Sie wissen wohl, daß die Pinscher schöner aussehen mit kurzen als mit langen, kahlen, lap-

pigen Ohren, welche sie gewöhnlich haben. Nun schneid' ich meinem Hündchen auch die Ohren; damit es aber dem armen Narren nicht gar zu wehe thue, schneid' ich alle Morgen und alle Abend nur ein klein Bissel ab."

Mitleid und Beileid. Der Mensch fühlt nicht eher Bei- und Mitleid mit dem Menschen, als bei seinem Tode; dann kommt aber der Nebenmensch und sagt: „Alle Beileids-Bezeigungen werden verbeten!"

Mitleid. Das Schoßhündchen einer Dame biß neulich einem Herrn so in die Hand, daß dieser ausrief: „Das ging bis auf die Knochen!" — „Ach, was sagen Sie? bis auf den Knochen? Wenn es dem armen Thierchen nur keinen Schaden thut!" rief die besorgte Dame.

— Herr. „Da, Chrisostomus, nimm die Fliege, die ich so eben gefangen habe und nicht tödten will noch darf, und trage sie in den Garten hinaus, weil ich das Fenster wegen der großen Kälte nicht öffnen will." — Diener (entfernt sich mit der Fliege, kommt aber sogleich wieder mit derselben zurück). „Euer Gnaden, 's geht nicht." — Herr. „Warum denn nicht?" — Diener. „Es ist draußen für das arme Viecherl z'kalt.

— Herr (Morgens). „Chrisostomus, da nimm die Wanze, die ich heut' in der Nacht im Bett' gefangen habe." — Diener. „Wo soll ich sie denn unterbringen?" — Herr. „Leg' sie in's Bett meiner Frau!"

— „Also hier, mein Fräulein, wohnen Sie?"
„Ja, mein Herr. Ich danke Ihnen, daß Sie so freundlich waren —"
„Bitte sehr, Sie müssen gewiß noch recht hoch steigen?!"
„Leider, vier Treppen hoch."
„Gott, daß der Weg zur Tugend so steil ist!"

Mitleid. Ein Stutzer ging in Wien spazieren und schlug, wie man sagt, so recht burschikos mit der Reitgerte an seine Lenden. Einige Schritte von ihm zur Seite ging ein Schusterjunge, und sah mit recht ernsten, wehmüthigen Blicken dem Spiele mit der Gerte zu. Plötzlich aber hub er an, sich an den Zierbengel wendend: „Ew. Gnaden, warum schlagens denn alleweil das arme Vieh“

Mitleiden. Unter den bizarren Zügen des Nationalcharakters der Franzoseu hat sich folgender zu allen Zeiten bestätigt: Als die Pferde sich anstrengten, Damiens zu zerreißen und von den Henkern sehr angetrieben wurden, rief eine Dame, die aus einem benachbarten Fenster mit unverwandten Augen zusah: „Ah, les pauvres chevaux!“

In der **Mitte.** Thomas holte mich spät Abends im Gasthause ab, es entspann sich zwischen uns folgendes Gespräch:

Thomas (der weit hinter mir geht). „Herr ich fürchte mich, wenn ich so weit hinter Ihnen gehe.“

Ich. „So geh' voraus.“

Thomas (ist weit vorausgelaufen und ruft in einigen Minuten). „Herr! ich fürchte mich so weit voraus zu gehen“

Ich. „Nun, wo willst Du denn gehen?“

Thomas. „Ich bitte, lassen Sie mich in der Mitte gehen.“

Castelli.

Mittel. Ein Kranker klagte einem mürrischen Arzte in London, daß er weder liegen, noch stehen, noch sitzen könne. „Ein Mittel ist noch übrig,“ erwiderte der Arzt, „hängt Euch auf!“

Mittel, gestohlene Sachen wieder zu erhalten. Man mache folgende Anzeige: „Es ist eine Uhr gestohlen worden, hundert Thaler werth. Wenn der Dieb sie zurückgiebt, soll

er gratis benachrichtigt werden, wo er eine stehlen kann, welche zweimal so viel werth ist, nnd soll ihm weiter keine Frage gestellt werden."

Mnemonikers Grabschrift.

Der Mann, der hier das Todtenreich vermehrt,
Hat gestern noch Gedächtnißkunst gelehrt;
Und sein Verdienst wird man daran ermessen,
Daß wir ihn heute schon vergessen.

Mode. Als im Pesther Nationaltheater „Lucrezia Borgia" gegeben wurde, sagte ein alter Herr seufzend zu seiner jungen Ehefrau: „Siehst Du, mein Kind, welch' lobenswerthe Einfachheit in dem, von so Vielen verschrieenen Mittelalter herrschte: ich habe die Oper schon vor acht Jahren gesehen, und die Herzogin trägt noch immer dasselbe Kleid, welches sie damals trug, und dennoch hört sie nicht auf, Herzogin zu sein."

Die englische **Mode** führte ihre Diener häufig zu Extravaganzen, die man kaum begreifen kann. Vor einigen Jahren war z B. im Westend Londons eine kleine Straße, Bondstreet genannt, und von den besten Buchhändlern Londons bewohnt, in Mode gekommen. Wer auf den Titel Gentlemann Anspruch machen wollte, mußte Tag für Tag Schlag vier Uhr in Bondstreet vom Pferde steigen, und zwar mit Stiefeln, die von einem gelblichen Kothe angespritzt sein mußten, welcher nur an einem ziemlich entfernten Promenadenorte zu finden war. Dorthin gingen alle eleganten Cavalcaden. Wer nicht genug Muße oder nicht hinreichend schöne Pferde hatte, um diesen Cavalcaden zu folgen, wagte nicht, sich mit seinen unbespritzteu Stiefeln in Bondstreet zu zeigen. Was geschah? Ein Speculant öffnete einige Schritte von Bondstreet ein Depot dieses fashionablen Kothes und die Dandys zweiten Ranges ließen sich dort ihre Stiefeln be-

spritzen, so wie sie dieselben zu andern Zeiten wichsen ließen. Als aber diese List entdeckt wurde, kamen die Bespritzten und Bondstreet aus der Mode.

Mode. Manchen unserer jungen Modeherren durfte man nur ein paar Kartoffeln in die Tasche stecken, und das „Boeuf à la mode“ wäre fertig.

— Ueber Contraste europäischer und indischer Moden theilt W. Russell folgende ergötzliche Unterhaltung mit: „Warum tragen Eure Weiber Ringe in der Nase?“ fragte ich einen Eingebornen. „Aus demselben Grunde,“ erwiderte er, „aus welchem die Memsahibs (Ladys) sie in den Ohren tragen.“ — „Aber,“ sagte ich, „Ihr habt ja auch große Ringe an den Zehen.“ — „Gerade wie die Sahibs Ringe an den Fingern haben,“ antwortet er; „wir tragen die Zehen in Gesellschaften immer bloß.“ — „Aber,“ fuhr ich fort, „Eingeborne von Rang tragen Strümpfe, wenn sie Besuche machen.“ — „Und die Sahibs,“ bemerkte er dagegen, „thun Schuhe aus Fellen auf ihre Hände, wenn sie ausgehen.“ Hier gab ich den Disput auf.

— Man rühmte in Gegenwart einer eitlen Dame die schönen schwarzen Augen ihrer schönen Nachbarin. Da rief Erstere rasch und unwillig aus: „Ach! jetzt trägt man ja gar keine schwarzen Augen mehr!“

— Ein Schneider, welcher einem seiner Kunden ein paar allzuenge Hosen gemacht hatte, wurde von diesem ausgescholten und sagte zu seiner Entschuldigung: „Ja, sie sind nun einmal so Mode, und Sie wünschen doch mit dem Zeitgeiste fortzuschreiten.“ — „Allerdings,“ war die Antwort — „aber in diesen Hosen kann ich nicht von der Stelle.“

Mode. Lange Zeit trugen die Damen nur Blumen und Federn auf den Hüten; seit einigen Jahren sind auch Kirschen, Johannis-, Stachelbeeren u. s. w. zu dieser Ehre gelangt, aber Gemüse und Salat waren bisher etwas Unerhörtes in dem Kopfputze der Frauen. Als eine eben so neue wie „reizende" Mode werden jetzt in Paris „Strohhüte mit Kressen" getragen. Alphons Karr hofft, daß die Schönen der französischen Hauptstadt dabei nicht stehen bleiben werden; bald, meinte er, dürften auch rosige Radieschen, grüne Bohnen u. s. w. auf den schönen Köpfchen paradiren. Blumenkohl, Sauerkraut, weiße Rüben dürften sich auch nicht so übel ausnehmen!

Mode von einst und jetzt. Eine interessante Vergleichung könnte man zwischen den Summen, welche man früher für Gegenstände der Nothdurft oder des Luxus bezahlte und des Preises dieser Artikel in der jetzigen Zeit anstellen. Im Jahre 1301 kostete die vollständige Kleidung eines königlichen Pagen 107 Sous (1 Thlr. 8 Gr.) und die einer Ehrendame 8 französische Livres, die einer geringern Dame ein Drittel weniger und die eines Kammermädchens 58 Sous. Die Scharlachkleider für Philipp August bei den Osterfeierlichkeiten kosteten 26½ Livres; ein Pelz, den der König am Feste Allerheiligen trug, 8 Livres; Unterkleider 20 Sous jedes. Die feinste Leinwand, welche die vornehmsten Damen trugen, ward die Elle zu 1 Sous 8 Deniers verkauft. Für die Summe, welche jetzt eine Dame für einen Cashemirshawl ausgiebt, hätte man damals einen ganzen Hof prachtvoll kleiden können.

Gegen die **Mode**. Der bekannte deutsche Satyriker Moscherosch, der im siebenzehnten Jahrhunderte lebte und unter dem Schriftstellernamen Philander von Sittewald seiner Zeitgenossen Fehler arg verspottete, war auch den neuen

Trachten und Lebensgewohnheiten, die vom französischen Hofe her sich nach Deutschland Bahn brachen, nicht wenig Feind. In einer eigenen Schrift „A la Mode Kehraus" verspottete er in Versen und in Prosa die neue Art, die mit der Voreltern Weise und mit alter deutscher Kraft und Einfachheit im grellsten Wiederspruche stehen. Eines der seiner Polemik eingeflochtenen Lieder ist in seiner Einfachheit dennoch kräftig und charakteristisch:

A la Mode macht mir bang,
Weil der Teutschen Untergang
In der Neuen-Sucht
Seinen Anfang sucht.
Denn, was haben will ein Schein,
Muß nur à la Mode sein:
Darnach steht die Welt:
Wer sich also stellt
Der wird vorgezogen heut
Sind wir nicht elende Leut?
Ein fromm Biedermann
Kompt bei Niemand an,
A la Mode helf ihm dann
Sonst er nicht fortkommen kann.
Die Narren-Plag'
Machet das ich sag:
A la Mode bringt uns noch
Unter ein frembd Reich und Joch
Übel laut es zwar
Doch ist es wahr
Und bleibt bei dem ersten Klang,
Daß der Teutschen Untergang
In der Neuen-Sucht
Seinen Anfang sucht.

Die **Mode** ist eine zweite Vesta. Ihre Priesterinnen bekommen keine Männer.

— In die Schlafzimmer der Pariser Eheleute sind die Himmelbetten mit Säulen wieder zurückgekehrt. Vielleicht kehrt der Himmel auch wieder in die Ehen zurück.

Ein **Mode**-Liebhaber muß heut zu Tage Alles gelernt haben! In der guten alten Zeit, als der Ritter Toggenburg „eines Morgens eine Leiche da saß," als Siegwart in ein Kloster ging, Werther sich eine Kugel durch den Kopf schoß, als eine schwärmerisch Geliebte noch Lotte heißen durfte, damals brauchte ein junger Mann eben nur zu lieben, um Stoff zu dicken Büchern und dünnen Gedichten zu bieten; heut zu Tage aber, daß Gott erbarm! muß er promovirter Doctor in allen Zweigen des menschlichen Wissens sein. Er muß Geometrie verstehen, damit er den rechten Winkel im Herzen seiner Geliebten findet; Botanik, um die Hopfenarten kennen und ermitteln zu können, ob Bier Gift ist; Geographie, um seine Straße auch im Dunkeln finden zu können; Chirurgie, damit er sich die Verrenkungen und Hühneraugen, die er bei dieser Gelegenheit davon trägt, selbst operiren kann; Nautik, um seinen Schatz nach dem Steinhäule und später in die offene See der Ehe steuern zu können; endlich auch Chemie, d. h. Scheidekunst, um sich vier Wochen nach der Trauung wieder scheiden lassen zu können.

Modebengel. Ein sorgfältig frisirter, nach allen Essenzen duftender Stutzer stand in Berlin vor einem Kaufmannsladen, seine Augen selbstgefällig rechts und links werfend, ob auch wohl die an ihm vorübergehenden Damen ihn beachteten. Er hatte schon eine Weile, seine Haartour immer von Neuen wieder ordnend, dort gestanden, als ein muthwilliger Schusterjunge auf einmal auf ihn zukommt

mit der Frage: „Wohnt in diesem Hause nicht ein Apotheker? — „Ich weiß es nicht. Warum frägst Du mich?" — „Ick dachte man so," lächelte der Schusterjunge, „weil en Brechmittel vor die Diehre steht."

Moden der Vorzeit. Am Hofe der Königin Elisabeth in England trugen die Damen höchst kunstvoll gestickte Kragen à la Maria Stuart (ruffs), die aber so groß waren, daß eine in vollem Staat an der Tafel sitzende Dame genöthigt war, sich eines Löffels von zwei Fuß Länge zu bedienen.

Modeschönheiten gleichen den feinen Weinen, man kostet sie wohl gern außer dem Hause, legt sie aber nicht gern in den Keller.

Beschämung eines **Modegecken**. Eine eben so schöne als geistreiche junge Dame hatte im Theater die Aufmerksamkeit eines Herrn von N. erregt. Der junge Lion hielt sie für eine seiner würdige Eroberung, und er zweifelte keineswegs an dem Gelingen seiner Bewerbungen. Die Dame kannte ihn freilich nicht, allein wie konnte sie einen Elegant abweisen, der die feinste Bildung und überdies einen in der vornehmen Welt nicht unbekannten Namen besaß! Der Dandy legt also sein größtes Gilet und seinen kleinsten Frack an und begab sich zu dem Gegenstande seiner Verehrung. Er läutet an, ein Kammermädchen öffnet. „Herr von N. wünscht der gnädigen Baronesse seinen Respect zu bezeigen." Auf diese sehr laut gesprochenen Worte erscheint die junge Dame, wirft einen prüfenden Blick auf den Dandy und erwidert. „Gut, mein Freund, sage Er seinem Herrn, daß ich ihn diesen Abend um sechs Uhr erwarte."

Modelle. Ein Finanzier ließ den berühmten Guil. Cousson rufen und bat ihn zu seiner Verwunderung, ihm doch recht bald einige chinesische Pagoden zu verfertigen.

„Gern, wenn sie mir nur zum Modell dienen wollen," lautete die Antwort des Künstlers.

Esel-**Modell**. In einer Landschule sollte zur Züchtigungsstrafe ein hölzerner Esel gemacht werden. Der Tischler wollte ihn nicht machen, wie der Schulmeister angab: „Ich will es aber so haben," sagte dieser, „Ihr sollt ihn nach meinem Kopf machen."

Ist's **möglich**. Bei der Landung Wilhelms von Oranien bekam Jacob fast täglich die Nachricht, daß einer oder der andere von den Großen zu gern übergetreten sei. Der Prinz von Dänemark, einer seiner Vertrauten, rief bei jeder solchen Gelegenheit aus: „Est-il possible!" — Am Ende aber wurde er selbst abtrünnig und ging zu Wilhelm über. Als dies Jacob erfuhr, rief er aus! „Wie? auch Est-il possible ist fort!"

Mönch. Fröhlich lag in seinem Schloß,
Mailands Herzog, Barnabos,
Kosend die Hetäre.
Plötzlich um den Morgenschein,
Trat ein Beichtiger herein.
„Pfäfflein, sprich, auf Ehre!"
Rief der Fürst ihm sinnreich zu,
„Sprich, bei Gott, was thätest Du,
Wenn bei Dir in diesem Nu
Solch' ein Engel wäre?"
Und das kluge Pfäfflein spricht:
„Freilich weiß ich meine Pflicht,
Aber, was ich thäte, nicht!"

— Als sich einst ein französischer Mönch durch die Leibwachen bis zum Papste Sixtus V. vordrängte, ging dieser ihm selbst entgegen und fragte unwillig: „De quel des ordre étes-vous?"

Mönche. Ein Reisender fragte einen schlesischen Klosterbruder, ob in ihrem Kloster auch väterländische Weine getrunken würden. „Ja wohl," lautete die Antwort, „in der Marterwoche."

— Ein Mönch schalt einen Müller, daß er seinen Esel überlade. „Ach nein," sagte der Müller, „ich könnt' ihm noch ohne Schaden Eure und Eures ganzen Ordens Frömmigkeit aufladen!"

— Als Kaiser Joseph einst in einem Mönchskloster vernahm, es beherberge über zweihundert Pfäfflein, erstaunte er. Ganz unbefangen versetzte der Pater Guardian: „Wir sind freilich sehr zahlreich, Ew. Majestät, aber wir haben auch vier benachbarte Nonnenklöster zu bedienen."

Ein **Mörder.** Ein Mensch mit finstern und eckigen Zügen, mit stierem Blicke, mit abschreckender Physiognomie sitzt auf der Bank der Angeklagten, von vier Gensd'armen umgeben.

Klägerin. Ich sah den Missethäter, wie ich Sie sehe, meine Herren, das Opfer lief vor ihm her und suchte ihm zu entkommen — aber er setzte blutdürstig ihm nach, bis er es erreichte, seine ängstlich rufende Stimme erstickte und es ermordete.

Präsident. Angeklagter, steht auf.

Angeklagter (sich mit Mühe erhebend). Ich bin bereit, dem Gerichte Antwort zu geben.

Pr. Was führt Ihr zur Entschuldigung an für das auf Eurer Blouse gefundene Blut.

Angekl. Ich hatte Nasenbluten.

Pr. Wie erkläret Ihr die Entdeckung des Kopfes des Schlachtopfers unter dem Kopfkissen Eures Bettes (Bei dieser Frage ergriff alle Zuhörer ein Entsetzen. Mehrere griffen nach den Flacon.)

Angekl. Das ist ein Fallstrick, den mir meine Feinde gelegt haben.

Pr. Wie erklärt Ihr die Stücke Fleisch, die man noch ganz frisch in Euren Taschen gefunden?

Angekl. Das ist wieder ein Fallstrick.

Der Präsident fällt das Urtheil: Da aus dem Verhör hervorgeht, das der Angeklagte sich des Diebstahls und des Mordes einer Henne schuldig gemacht hat, so wird er zur dreitägigen Arreststrafe verurtheilt.

Mohr. Zwei Frauenzimmer begegneten in der Stadt einem Mohren. „Du," sagte die Eine zu der Andern, „das ist ein Mohr!" — „Ja, richtig," entgegnete die Andere, man sieht's ihm an."

— Der berühmte Reisende A. Barth kam mit seinen beiden Mohren durch eine kleine Stadt und übernachtete dort. Die schwarzen Diener erhielten ihr rein überzogenes Bett so gut wie der weiße Herr. Da meinte das Stubenmädchen: „Ach, wie schade um die schöne Bettwäsche! Na, die wird morgen schön aussehen, wenn die Mohren d'rin gelegen haben."

Der **Mohr** ein Franzose. Lord Bolingbroke wollte einst auf einer Reise unbekannt bleiben, befahl daher seinem Mohr, dem einzigen Bedienten, so er bei sich hatte, ihn überall, wo sie hinkämen, für einen Franzosen auszugeben. Der Kerl glaubte es noch besser zu machen und sagte, so oft er gefragt wurde: „Mein Herr und ich, wir sind beide Franzosen.

Der weißgemachte **Mohr.** Es wurde das Trauerspiel „Othello, der Mohr von Venedig," gegeben. Während des Actes hatte sich der Schauspieler, welcher den Othello gab, unvorsichtiger Weise die Schwärze von der Nase gewischt. Als er nun im folgenden Acte auf die Bühne trat, und

schon Einige aus dem Publikum darüber zu lachen anfingen, rief ihm ein Nahestehender vom Parterre zu: „Wischen Sie sich die Nase ab, Sie haben sich dieselbe ganz weiß gemacht.“

Molé, der berühmte französische Schauspieler, war gefährlich krank, und gewiß gab es in Paris kaum eine Equipage, welche nicht wenigstens einmal des Tages vor seinem Hause gesehen worden wäre. Endlich hatten alle die, welche sich so eifrig nach des Schauspielers Befinden erkundigten, die Freude, zu erfahren, daß er auf dem Wege der Besserung sei und die Aerzte ihm erlaubt hätten, einige Tropfen Burgunder zu trinken — und in den nächsten Tagen wurden ihm mehr als viertausend Flaschen dieses Weines geschickt.

Molière berieth sich mit seiner Magd. Er las ihr populäre Scenen vor, und was sie lachen machte, ward beibehalten, wobei sie ernsthaft blieb, weggestrichen. Von einer Art Instinkt wundersam angeleitet, schwang sich die alte Laforêt zur Kennerin empor. Eines Tages, als der große Schauspieldichter ihren Scharfsinn auf die Probe stellen wollte, las er ihr einige Scenen von Brécourt, Schauspieler seiner Gesellschaft, vor, konnte es aber nicht dahin bringen, sie zu täuschen. Noch hatte er nicht vollendet, als sie mit treuherzigem, gleichsam verweisenden Tone ausrief: „Oh, der Herr will sich lustig machen, das ist nicht von ihm, das möge er einer Anderen, aber mir nicht, aufbinden.“

— „Aber wie können Sie auf der Bühne Predigten halten?“ frug Jemand Molière nach der ersten Aufführung des „Tartüffe“. Molière antwortete: „Ei, wenn es dem Pater Maienburg erlaubt ist, auf der Kanzel Comödie zu

spielen, wie kann es mir verboten sein, auf der Bühne zu predigen?"

Molières Tartüffe machte bei seiner ersten Aufführung großes Aufsehen in Paris. Die Frömmler erwirkten darauf ein Verbot weiterer Darstellungen. Molière annoncirte dies folgendermaßen: „Meine Herren wir gedachten heute den Tartüffe zu geben, allein der Oberpräsident will nicht, daß wir ihn — aufführen."

Molière. Boileau und Chapelle wurden einst von Molière zu einem Abendessen eingeladen. Hierbei wurde so tapfer getrunken, daß die Köpfe anfingen zu schwindeln und auf einen Gegenstand verfielen, der diesem Zustand ziemlich fremd war. Sie philosophirten über das Elend und die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, und der Satz eines alten Griechen: „Der Mensch, der nicht geboren ist, oder der, welcher nach der Geburt bald stirbt, ist der Glücklichste," verwirrte die erhitzten Köpfe so sehr, daß Beide den verzweifelten Entschluß faßten, sich in die Seine zu stürzen. Sie brachen sogleich auf, und waren nicht mehr weit von dem Flusse, als Molière sie aufmerksam machte, daß eine so heldenmäßige Handlung nicht in der Dunkelheit der Nacht verhüllt bleiben, sondern am hellen Tage öffentlich geschehen müsse. Die beiden Andern sahen sich an und sagten: daß er Recht habe. Chapelle setzte hinzu: „Ja, wir wollen es auf Morgen versparen und unterdessen den übrigen Wein austrinken." Mit dem Morgen kamen auch andere Gedanken, und sie hielten es für klüger, das Elend des Lebens noch eine Zeitlang mit anzusehen.

— Die Verachtung, pflegte Molière zu sagen, ist eine Pille, die man wohl verschlucken, aber nicht kauen kann, ohne den Mund zu verziehen.

Alle Poeten waren nach dem Tode **Molièrs** in Be-

wegung, Grabschriften auf ihn zu verfertigen. Einer von ihnen überreichte die seinige dem Prinzen von Condé. Dieser sagte zu ihm: „Ich danke Ihnen, mein Herr! aber ich wünschte, Molière hätte mir die Ihrige überreicht.“

Molière. „Ihr habt ja einen Hausarzt,“ sagte einst bei Gelegenheit der König zu Molière, „nu, wie seid Ihr mit ihm zufrieden?“ „Sire,“ anwortete dieser, „wir plaudern eins zusammen, er verschreibt mir Arzneien, ich nehme sie nicht ein — und werde wieder gesund.“

Molière gab einem Bettler ein Almosen. Ein paar Augenblicke darauf lief ihm dieser mit vollem Munde nach. „Herr, Sie haben sich vergeben, es ist ein Louisd'or.“ — „Behalte ihn,“ sagte Molière, und drückte ihm einen zweiten in die Hand. „Gott!“ rief er, „wohin sich Tugend nicht verbirgt!“

Bild einer **Monarchie.** La Mettrie war Arzt von Profession, hatte viel Witz und Laune; aber seine Lebensweise war nicht sehr ordentlich. — Er machte an der Tafel des Königs den Possenreißer. Der König hänselte ihn oft zuweilen auf nicht ganz feine Art, um ihn zum Schwatzen zu bewegen, damit es etwas zum lachen gäbe; da sagte er gemeiniglich viel Drolliges, und erlaubte sich dann auch oft Vieles, was ein Anderer nie würde gewagt haben, und es ging ihm durch. Wir wollen ein Beispiel anführen. — Zu Ende einer Abendtafel, als der König besonders aufgeräumt war, schrob er La Mettrie auf mancherlei Art, und dieser antwortete allerlei, was dem Könige vielleicht weniger gefiel, als er sich's merken ließ. — Das Gespräch ward zwischen Beiden immer lebhafter. La Mettrie hatte etwas über Staat und Politik des Königs fallen lassen; der König wandte sich an ihn mit dem Ausrufe: „Hört, La Mettrie, Ihr seid ein Arzt und ein gewaltig gelehrter Mann dazu,

aber bleibt weg von der Politik, das ist nicht Eure Sache, bleibt bei dem, was Euer Fach ist. — Seht," sagte er halb laut und neigte sich vertraulich zu La Mettrie, „wir haben jetzt eben von so vielen feinen Ragouts und schönen Fricasseen gegessen; Ihr wißt ja, als ein erfahrener Arzt, was aus allen den Ragouts in wenigen Stunden wird. Nun sagt uns einmal, wie sich das Alles so sehr verwandeln kann, und welchen Theil jedes Ragout an der Masse haben wird. Nun sagt hurtig her, Doctor," — „Gut," sagte La Mettrie mit angenommener ernster Miene, „weil es Ew. Majestät befehlen, so sage ich denn, unsere ganze Maschine ist ein Staat, wohl geordnet und übel geordnet, nachdem es kommt. Zuerst der Magen ist der König." — Der König unterbrach ihn: „Da seht nun mal den Narren an! Warum soll der Magen der König sein?" — „Ich bitte um Verzeihung, dennoch ist es so. — Nämlich, weil er, als ein guter König, das Wenigste für sich gebraucht, sondern das Meiste weiter ausspendet, und wenn er nun dieses gehörig thut und sonst ist, wie er sein soll, so befindet sich der ganze Staat vortrefflich. — Die Arme und die Füße sind der Militärstand, die vertheidigen den Staat, indem sie entweder auf den Feind schlagen oder sich zurückziehen. — Im Gehirn sitzen die Gelehrten und Philosophen. — Im Gekröse sitzen die Handwerker und Manufacturisten, da wird der Nahrungssaft bereitet, wovon alle Glieder leben." — „Nun," unterbrach ihn der König, „und die Därme? Kommt doch zur Sache, Doctor, was ist jene Sache?" — „Das ist der Schatz des Königs," sagte La Mettrie, indem er seine Blicke so ernsthaft wie möglich zu machen suchte. — „Nun," rief der König, „sieht man da nicht den Unsinn Eures Geschwätzes?" — „Ew. Majestät," rief La Mettrie, „und dennoch ein sehr richtiger Sinn.

Der Schatz ist der Ueberfluß dessen, wovon sich alle Bürger genährt haben. — Ist die Verdauung nicht gut geschehen, so circuliren die Säfte nicht so, wie sie sollen, so wird kein Theil gehörig ernährt; alsdann kommt entweder nicht genug in den Schatz, oder es kommt zu viel in denselben, was die arbeitende Klasse hätte haben sollen. — Endlich wird der Schatz angewendet, um die fruchttragenden Felder zu düngen, damit eine wohlthätige Ernte entstehen möge, von welcher der Magen und der ganze Staat wieder leben können."

Monate. Es ist traurig, wenn man im Mai der Liebe, im „Juni" seine Juli mit einem August zusammen findet.

Der abgeschnittene **Mond.** In einem Dorfe wurden auf 3¼ Ellen hohem Theater die Räuber aufgeführt. Der papierene Mond kam einem Schauspieler (ehemaligen Schneidergesellen) zu früh, und er rief zu wiederholten Malen grimmig in die Scene: den Mond weg! den Mond weg! — der Mond blieb. — Außer sich vor Zorn, daß sein Spiel verdorben wurde, griff er in die Tasche, zog seine Scheere heraus, schnitt den lieben Mond vom Himmel herab, warf ihn unsanft in die Scene, und — spielte fort.

Der **Mond** ein Käse. Eine dänische Sage sagt: „Aus der Milch der Milchstraße ist ein Käse geronnen, und dieser Käse ist — der Mond!" — Welch eine Nachricht für Verliebte und Schwärmer! Wenn der Geliebte emporschaut und sagt: „O, ich schwöre Dir bei jenem Käse oben!" oder wenn Julie zu Romeo sagt: „Schwöre nicht beim Käs', dem Wandelbaren!" Wenn der Mond ein Käse ist, so sind die Gruithuisischen Meneen und Mondbewohner nichts als Käsemaden in Folio! Der Mann im Monde ist ein italienischer Casi-Casucci! — Wenn der Mond ein

großer Laib Käse ist, so sind die Sterne kleine „Quargel!“ Es liegt doch viel Romantik in den „Sagen!“

Mond — ist der Adjutant der Liebe.

Der täuschend nachgemachte **Mond**. Als neulich im Theater zu Leipzig der Freischütz gegeben wurde und im zweiten Acte der Mond aus den Wolken brach, wirkte dies Schauspiel so stark auf einen jungen mondsüchtigen Mann, daß derselbe augenblicklich die steile Parterrewand hinauflief und auf der Brüstung der ersten Gallerie anfing, spazieren zu gehen.

Verwendung des **Mondes**. Zwei Bauern stellten Betrachtungen über das Wetter an, und Görgel äußerte die Hoffnung, daß es mit dem Neumonde schon besser würde. „Aber Görgel,“ sagte der andere, „was macht denn unser Herr Gott mit allen den alten Monden?“ — „Dummer Mensch,“ antwortete Görgel, „daraus macht er ja die Sterne.“

Montagne, Michael. Man machte ihm Vorwürfe, warum er nie in seinen Schriften des Seneca und des Plutarchs da erwähnte, wo er deutlich von ihnen Gedanken entlehnt hatte. „Damit,“ versetzte er, „meine Tadler dem Seneca und Plutarch die Nasenstüber geben, die meiner Nase gelten sollten.“

Montagne pflegte in seinen Schriften sich gewöhnlich des Ausdrucks zu bedienen: „Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen.“ — Eines Tages, als er auf der Treppe ausgleitete und sein untenstehender, träger Diener ihn auf sich zustürzen sah, schrie dieser Tölpel, statt seinem Herrn zu Hülfe zu eilen, ihm ängstlich entgegen: „O mein Gott! gnädiger Herr, wie wird das werden?“ — Der kaltblütige Montagne, der nicht so leicht den Kopf verlor,

antwortete im vollen Hinunterpoltern: „Das werden wir hier unten gleich weiter besprechen."

Der Herzog von **Montague** fand großes Gefallen an allerhand Späßen. So hatte er in seinem Staatszimmer einen großen Spiegel hangen, der nicht richtig spiegelte, so daß die vornehmen Gäste, welche in Montague's Hause speiseten, wenn sie vor diesem verrätherischen Spiegel vorübergingen, ihre Perrücken schief rückten. Damals war eine Staatsperrücke ein wichtiger Theil des Anzuges. Jeder von den Lords und Herren, die an der Tafel des Herzoges saßen, wunderten sich gemeiniglich über die schiefe Lage der Perrücke seines Nachbars, die über das rechte Auge herab gezogen war, während er sich im Stillen freute, das seine eigene Perrücke recht sitze, da er kurz vorher vor dem großen Spiegel zurecht gerichtet hatte.

Montecuculi, Graf Raimund. Er war im Jahre 1608 aus einer alten Familie zu Modena geboren, und Turenne's würdiger Gegner. Als dieser bei Sulzbach durch eine Kanonenkugel getödtet wurde, schrieb Montecuculi an den Kaiser, der große Turenne ist todt, ich beweine den Mann, der der Menschheit in jedem Betrachte Ehre gemacht hat. Montecuculi starb zu Linz 1680. Aus seinem Leben nur einen Charakterzug hier. — Er hatte einmal, da er an der Spitze der Armee marschirte, auf das Strengste befohlen, daß sich kein Soldat unterfangen sollte, durch das besäete Feld zu marschiren. Ein Soldat, der aus einem Dorfe kam und den Befehl nicht wußte, ging durch den Fußsteig eines Ackers; Montecuculi sah ihn und beorderte den Kronprofos, den Mann hängen zu lassen. Der Soldat entschuldigte sich, daß er den Befehl nicht gewußt, aber Montecuculi sprach im Soldatentone, der Kronprofos solle seiner Schuldigkeit nach kommen. Der Soldat, ganz außer sich, schrie: „Ich bin

unschuldig, aber nun will ich den Tod verdienen," und in dem Augenblick gab er auf den General Feuer, fehlte ihn aber. Montecuculi sah ihn trotzig an und sprach: „Ich glaubte, das Du wider meinen Kriegsbefehl, der die ganze Armee betraf, gefehlt hättest, und wollte Dich hinrichten lassen, weil Du nun aber auf mich Feuer gegeben, und mich insbesondere beleidigt hast, so gehe hin — ich verzeihe Dir."

Montesquieu sagte zur Marquise de Chatelet: „Sie brechen sich den Schlaf ab, um Philosophie zu studieren. Sie sollten die Philosophie studieren, um besser schlafen zu können."

Von **Montesquieu** sagt Voltaire: „Das Menschengeschlecht hatte seine Würde verloren, Montesquieu hat sie ihm wiedergegeben."

Montesquieu und Lord Chesterfield stritten in Venedig sehr lebhaft über den Vorzug ihrer Nationen, indem Ersterer die frohe Laune, Chesterfield den gesetzten Ernst seines Volkes herausstrich. Am nächsten Morgen saß Montesquieu und arbeitete an seinem unsterblichen Werke, zu welchem er schon eine bedeutende Menge Materialien gesammelt hatte. Da trat ein Unbekannter herein und bat ihn, mit seinen Schriften auf der Hut zu sein, die der Staatsinquisition verdächtig wären. Er sei ein Familiar derselben, und aus Vorliebe für die französische Urbanität, die er Gelegenheit gehabt hätte, zu erfahren, hätte er sich nicht enthalten können, einen dieser artigen Leute vor bedeutender Gefahr zu warnen. — Und nun entfernte er sich mit bedenklicher Miene, nachdem er sich sorgfältig in seinen Mäntel gehüllt hatte. Montesquieu ganz erschrocken, sprang auf, nahm seine Papiere, warf sie in's Feuer, rannte zu Chesterfield und beklagte sich bitter über diesen Vorfall. Chesterfield hörte ihn lächelnd an,

dann fragte er ihn, ob er denn auch untersucht hätte, ob nicht vielleicht der Fremde ein Betrüger sei, der aus irgend einer Ursache ihn zum Besten gehabt hätte. — „Wie könnte ich noch zweifeln," rief Montesquieu außer sich, „hätten Sie ihn gesehen, gehört — ich habe all meine Papiere verbrannt." — „Das bedaure ich herzlich," entgegnete Chesterfield, „doch beweist es den Vorzug meiner Nation. Ein Engländer hätte erst untersucht, was an der Sache sei. Denn wie unwahrscheinlich ist es, daß wegen einiger Galanterien ein Vertrauter der venetianischen Staatsinquisition sein Leben wagen werde? — Ihr Warner war mein Schneider, der seine Rolle nur all zu gut gespielt hat."

Montesquieu gerieth einst über einen wissenschaftlichen Gegenstand mit einem Parlamentsrathe in einen Streit. — Der Letztere rief heftig aus: „Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß ich recht habe." — „Sehr wohl," versetzte Montesquieu, „ich nehme es an, kleine Geschenke erhalten die Freundschaft."

Der Professor **Montmaur** zu Paris war zu seiner Zeit unter Ludwig XIV. als witziger Kopf und Satyriker, aber noch mehr als Parasit bekannt. Er machte auch kein Geheimniß daraus, daß er das letztere war, und pflegte zu seinen Bekannten zu sagen: „Sorgt nur für leckere Speisen und guten Wein, für Salz werd' ich schon sorgen."

Der französische Connetable, Herzog von **Montmorency**, viel bekannt aus der Geschichte Heinrichs II., war ein höchst tapferer und zugleich ächt religiöser Mann. Die letzte der vier Schlachten, worin er sich auszeichnete, war die bei St. Denis. Er befand sich damals in seinem achtzigsten Lebensjahre und bewies erstaunungswürdige Geistes- und Körperkraft. Lebhaft von einem feindlichen Kriger angegriffen, stieß er ihm seinen Degen mitten durch den Leib;

ein Anderer nahm diesen Augenblick wahr, um ihm einen Pistolenschuß in die Seite zu versetzen. Der Connetable, dessen Küraß leicht war, weil ihm sein hohes Alter nicht gestattete, einen schweren zu tragen, wurde verwundet; allein er verlor den Muth nicht; er wendete sich um und stieß mit seinem Degenknopfe dem der ihm verwundet hatte, die Zähne ein. Der alte Krieger schlug sich dann noch lange, erhielt noch drei andere Wunden, sank ohnmächtig zu Boden, gelangte wieder zur Besinnung und sagte, man müsse ihm schleunigst zu Hülfe kommen, doch auch eben so scheunigst den erfochtenen Sieg verfolgen. Hierauf wendete er sich an einen seinen Begleiter mit den Worten: „Ich bin todt, allein mein Tod ist glücklich, weil ich sterbe, auf einem so ehrenvollen Kirchhofe sterbe. Sagen Sie dem König und der Königin, ich hätte endlich den schönen Tag gefunden, den ich oft für seinen Vater und Großvater, so wie für ihn gesucht." Hierauf verschied der Held mit voller Geistesgegenwart, unter frommen Gebete, in den Armen seiner Siegesgenossen.

Der Herzog von **Montmorenci**, der zu Toulouse enthauptet wurde, war ein sehr wohlthätiger Herr. Auf einer Reise durch Languedoc sah er vier Bauern auf dem Felde, die im Schatten eines Baumes ihre Mahlzeit hielten. „Wir wollen doch zu den ehrlichen Leuten hingehen," sagte er zu seinen Begleitern, „und sie fragen, ob sie glücklich zu sein glauben." Drei von ihnen antworteten, daß sie ihr Glück in gewissen Bequemlichkeiten ihres Standes suchten, darein sie Gott gesetzt hätte, und daß sie weiter nichts auf der Welt begehrten. Der Vierte gestand freimüthig, daß ein Stück zu seinem Glücke fehlte, welches darin bestand, daß er gern ein gewisses Eigenthum, das seine Voreltern besessen hatten, an sich bringen möchte. „Und wenn Du es

nun hättest," sagte der Herzog, „würdest Du sodann zufrieden sein?" — „So sehr, als ich es nur sein kann," antwortete der Bauer. — „Wie viel gilt es," fragte der Herzog weiter. — „Zweitausend Francs," fuhr der Bauer fort. — „Man gebe ihm die zweitausend Francs," erwiderte der Herzog," damit man sagen könne, ich habe in meinem Leben doch einen Menschen glücklich gemacht"

Monument. Eine steinerne Quittung der Nachwelt über die Schuldforderung eines großen Geistes der Vorzeit.

Was ist ein **Monument**? Es ist nicht ein Denkmal, das an die Verdienste des Todten erinnert, sondern ein Denkmal an die Undankbarkeit der Lebendigen! In fünfzig Jahren wird vor lauter Monumenten die Erde aussehen, wie ein Stachelschwein; allein jedes Monument ist nicht so sehr eine Ehre, welche wir dem Todten erweisen sollen, als vielmehr eine jämmerliche Entschuldigung in Stein, und heißt: Entschuldige, daß wir Dir beim Leben kein Brod gaben, nach dem Tode geben wir Dir dafür einen Stein vor!

Monumente. Es ist thöricht, daß man so viele Subscriptionen für Monumente großer Männer macht, wenn man sie nur sammeln wollte alle die Steine, welche ihre Mitwelt auf sie warf, so würde auch der mittelmäßigste Geist einen Stein wie eine Pyramide bekommen! s.

Des **Mopsen** Aehnlichkeit. „Was haben Sie gethan?" fuhr eine Dame zornig den Maler an, der ihr Porträt gemalt hatte, „ich habe ja im Bild ganz das Gesicht von meinem Mops." — „Verzeihen Euer Gnaden," erwiderte der Maler, „ich bin unschuldig, ich habe Sie zum Sprechen getroffen, aber was kann ich dafür, daß der Mops die Ehre hat, Ihnen so ähnlich zu sehen."

Moral ist die Grammatik der Religion; es ist leichter, gerecht als schön zu handeln. Börne.

— Shah Baham sprach zu Danischwende: „Deine Sittenlehre ist trefflich, ich habe trefflich darauf geschlafen, aber jetzt, da ich keine Lust zu schlafen habe, ende Deine Erzählung ohne weitere Sittenlehre.“

Moralist — ein lebendiger Meilenanzeiger, der den Weg weist, den man gehen soll, ohne ihn selbst in eigener Person zu wandeln.

Der französische Dichter **Morand** wohnte in einer Loge der ersten Aufführung seines Lustspiels: „Die Eigensinnige“ bei. Als sich das Publikum über die Uebertreibung und Unwahrscheinlichkeit gewisser Züge in diesem Stücke laut äußerte, streckte der Verfasser den Kopf aus der Loge hervor und rief: „Wisset, Ihr Herren, daß dies gerade das Bild meiner Schwiegermutter ist; was sagt Ihr nun dazu?“

Moreau. Ein Theil des Adels in einem deutschen Lande überreichte dem ernsten, bescheidenen Moreau einen Plan zur Revolutionirung des Landes. Moreau dankte den Herren für ihr Zutrauen, meinte aber, da er fremd sei, das Land gar nicht kenne, so enthalte er sich, irgend einen Ausspruch zu thun; allein er wisse Jemand, der ein weit competenterer Richter sei, den Landesherrn, und er wolle diesem den Plan schicken, wenn die Herren es für gut fänden. — Man kann denken, daß sie die Antwort schuldig blieben.

Morgenstunde. Während der letzten commerciellen Krisis war die Geldklemme so groß, daß selbst die Morgenstunde nur Worte im Munde hatte.

Der Prinz **Moritz** von Oranien, Statthalter der Vereinigten Provinzen, starb im Jahre 1725 mit dem Rufe eines der größten Männer seiner Zeit. Die Nahrung hat

einen größern Einfluß auf die Tapferkeit der Truppen, als man glaubt. Ein berühmter englischer Arzt hatte nicht Unrecht, zu behaupten, daß er sich getraue, den beherztesten Mann durch eine sechswöchentlich sparsam zugemessene Kost zaghaft zu machen. Der Prinz Moritz war von diesem Grundsatze so überzeugt, daß er jederzeit zu einer Action von Bedeutung die Engländer nahm, so wie sie aus ihrem Lande anlangten und noch, wie er sich ausdrückte, ihr Rindfleisch im Magen hatten.

Dem Prinzen **Moritz** von Oranien warf einst in dem Kriege die Holländer der spanische Commandant der Stadt Nimwegen, als solcher von ihm zur Uebergabe aufgefordert ward, seine Jugend vor und ließ ihm unter Anderm sagen, er möchte zuvor das ABC der Kriegskunst recht lernen. Moritz ließ hierauf ein ABC von Geschütz gießen, beschoß damit Nimwegen und als er die Stadt eingenommen hatte, fragte er den Commandanten: „Hab' ich nun mein ABC recht gelernt?" — Eben dieser Prinz erhielt einstmals ein drohendes Schreiben von einem seiner heftigsten Gegner. Den Inhalt vermuthend, bog er es unerbrochen zusammen und sprach: „Es läßt sich biegen, es ist keine Lanze darin."

Der berühmte **Moritz** von Sachsen sollte die Gräfin von Lobau heirathen: lange sträubte er sich gegen diese, so wie gegen alle Heirathen; da hört er, daß sie Victoria hieß und reichte ihr sogleich seine Hand.

Moritz. Bekannt ist es, daß Cortez bei der Eroberung von Mexico, um seiner Schaar jede Stütze von Muthlosigkeit zu nehmen, die Schiffe verbrennen ließ; weniger bekannt aber ist, daß der Held Moritz von Nassau etwas Ähnliches that. Als er nämlich eben im Begriffe war, die Schlacht von Nieuport gegen Erzherzog Albert zu liefern, schickte er

alle sein Schiffe zurück und verkündete seinen Soldaten: sie müßten entweder siegen oder das ganze Meer austrinken; er für sich sei entschlossen, das weit stärkere Heer des Feindes zu schlagen, oder zu sterben, wenn sie seine Soldaten durch Leute überwinden ließen, die, obwohl zahlreicher, nicht so viel werth seien als sie selbst."

Mormonen.

Blätter aus dem Tagebuche eines Mormonen-Aeltesten.

Des Herrn Hand lastet schwer auf seinen Heiligen! Unsere Frauen werden widerspenstig. Das Ungeheuer, die Mode, dessen Schwert die heiligen Satzungen trennt, ist aus dem Babel des Westens zu uns gedrungen und verrückt die Köpfe unserer Weiber und beraubt ihre Herzen der Demuth und läßt sie vergessen, daß der Mann des Weibes Herr sein soll. Wie wird das enden!

Martha, meine 38ste Frau, verlangte gestern eine Crinoline von mir. Ich versprach sie, da sie sonst Krämpfe bekommen hätte. Natürlich werden sich nun aber die andern 37 auch bald melden. Wo soll der Platz in meinem Hause herkommen, wenn 38 Frauen in bauschender Crinoline darinnen umherrauschen. Ich werde dazwischen verschwinden wie die Maus zwischen Elephanten!

Gestern war es schrecklich! Ich hatte Hannah, meiner 29sten, einen Rosahut gekauft, den sie mir in einer schwachen Stunde abgelockt. Ich bat sie, das Geschenk vor den andern Frauen zu verheimlichen. Nun brüstete sie sich erst recht damit, und so sah ich mich in einer Stunde von 37 Frauen umzingelt, die sämmtlich Rosahüte verlangten. Ich faßte einen frischen Muth und schlug es ab. Wehe mir! Sofort sanken einige in Ohnmacht, andere bekamen Lach- und wieder andere Weinkrämpfe; kurz, es offenbarten sich so gefährliche Symptome, daß ich schleunigst einen all-

gemeinen Hutkauf versprechen mußte, wenn ich nicht endlich zwischen Leichen als die einzig fühlende Brust dastehen wollte — oder umgekehrt.

Susanne, meine 12te, hatte gestern die Frauen vom Aeltesten Smith, 30 an der Zahl, eingeladen; Anna, meine 15te, aber die 25 Frauen des Bruders Mashano. Natürlich war kein Platz im Hause, und es erhob sich ein Streit, der mit Schlägen endigte. Wer Recht behalten, weiß ich nicht; denn ich floh beim Beginn des Zwistes in ein Asyl des Durstes, zur Quelle Kidron.

Sophie, meine 37ste Gattin, machte mir heute den Vorschlag, einen Ball zu geben. Das fehlte mir noch! Wo Tänzer für die Frauen und Mädchen herbekommen? Und dann würde ich tanzen sollen, ich, der ich jetzt vor Verzweiflung bisweilen springe. Andere würden auch Bälle geben, und ich müßte alle meine 38 bessern Hälften hinführen! Und die neuen Ballkleider und Coiffüren! Mir schauert schon bei dem Gedanken.

Ich bin ein glücklicher Mann! 38 Herzen nenne ich mein und kann keinen Strumpf gestopft erhalten! Meine Hauswirthschaft ist eine entsetzliche Wirthschaft! Oft kann ich kein Essen kriegen, denn jede meiner Frauen behauptet: an ihr sei das Kochen nicht. Und die Kindererziehung!!! Herr, strafe mich nicht zu hart!

Nun halt' ich's nicht mehr aus. Martha hat von ihrer Crinoline geplaudert und nun will der ganze weibliche Staat Crinoline haben. Alle Frauen sind in offener Rebellion, und wir müssen das Schlimmste befürchten. Ach! wären doch die Bundestruppen schon eingetroffen! — Ich nähme sofort 38 Mann in's Quartier. E. G.

Morpheus. Tags nach einem Balle begegnete ein Stutzer einer Berliner Kammerzofe, mit welcher er getanzt

hatte, und redete sie folgendermaßen an: „Schönste Mamsell; Jestern haben Sie sich spät in Morpheus Arme jeworfen!" Die Zofe mißt den Zierbengel mit einem verachtenden Blicke und antwortet zornig: „Wofür halten Sie mir, Sie Jrobian? Jck kenne den Menschen, den Morpheus, jar nich!"

Mortier und Napoleon. Marschall Mortier war von auffallender Körpergröße. Als sich Napoleon eines Tages in seiner Bibliothek befand und ein in den oberen Fächern befindliches Buch seinen Officieren zeigen wollte, sprang Mortier dienstfertig mit den Worten hinzu: „Lassen Sie mich, Sire, ich bin größer als Sie." — „Sie wollen sagen länger," antwortete der Kaiser, indem er lächelnd an ihm hinauf sah.

De **mortuis** nil nisi bene! das heißt: Wenn unsere Nebenmenschen beide Augen zugedrückt haben, so sollen wir wenigstens eines zudrücken. Gl.

Morus, Thomas. Erasmus von Rotterdam reiste nach England, um aus der Unterhaltung mit Morus Vortheil zu ziehen. Derjenige, der ihn nach London brachte, hatte es so angestellt, daß Erasmus und Morus sich bei der Tafel des Lordmajors trafen, ohne einander zu kennen. Bei einem entstandenen Streit zwischen beiden fand Erasmus, daß er an Morus einen geschickteren Mann vor sich habe, als er jemals vorher getroffen hatte, und sagte mit Heftigkeit: „Ihr seid entweder Morus oder ein Geist." — Worauf Morus antwortete: „Ihr seid entweder Erasmus oder der Teufel."

Morus Seine Frau, die ihn im Gefängnisse besuchte, exclamirte unter tausend Ach! wie es möglich wäre, daß er sein schönes Lustgebäude, seine Bibliothek, seinen Garten — mit diesem häßlichen, fürchterlichen Kerker vertauschen könnte,

da es doch nur bei ihm stünde, in den vorigen Besitz zu treten. „Ist denn dies Gebäude hier," fragte Morus, „nicht eben so weit vom Himmel entfernt, wie mein Lusthaus? Welcher Kaufmann könnte wohl so unklug handeln und sich in die Gefahr begeben, eine Ewigkeit um einige tausend Jahre zu verlieren; und ich, der ich nicht einen Tag in meinem Besitze sicher bin, sollte ich wohl anders handeln?"

Thomas **Morus**, einer der berühmtesten Männer seiner Zeit in England, war auch zugleich sehr redlich und sehr fein. Als er noch Großkanzler war, schickte ihm ein Mann, der einen Proceß bei ihm anhängig hatte, zwei sehr schöne silberne Flaschen. Mit der größten Höflichkeit nahm Morus solche an, ließ sie mit den besten Weinen aus seinem Keller füllen und schickte sie mit dem höflichen Complimente zurück: „Es hätte ihm ein großes Vergnügen gemacht, daß er ihm Gelegenheit gegeben habe, ihm seine Achtung zu beweisen. — Jede Art von Wein in seinem Keller stünde ihm zu Diensten."

Der merkwürdigste Vielschreiber war Professor J. J. **Moser**, der gegen 500 Werke, darunter einige sehr voluminös, z. B. sein Staatsrechts- und Staatsarchiv in 60 Quart-, und seine Reichsfama in 35 Octav-Bänden, herausgab. Was er an einem Tage schrieb, dazu brauchte sein Abschreiber sechs volle Tage.

Moses und die Propheten. Christ, Jude und Türke bekennen sich jetzt zu Moses und den Propheten, mehr zu den großen Propheten: Rothschild, Pereire, Fould, als zu den kleinen. Doch wie himmelweit verschieden sind heut Moses und die Propheten von jenen alten Verkündern und Gesetzgebern! Heut predigen Moses und die Propheten den Götzendienst des goldenen Kalbes als das Höchste,

während ihre Urbilder das goldene Kalb von den Altären stießen. J. Laskov.

Eine junge lebenslustige Dame fragte einst den Bischof von Amiens, de la **Motte**, ob sie sich wohl schminken dürfte. „Ich habe nichts dawider," erwiderte er, „es versteht sich aber nur auf einer Seite."

Der ruhmwertheste aller Tondichter **Mozart**, der immer noch unüberteoffen ist, war sieben Jahre alt, als er der Kaiserin Maria Theresia und ihrem Gemahle vorgestellt wurde. Er, ein unbefangenes, kindliches Gemüth, sprang der Kaiserin auf den Schooß und küßte sie herzhaft ab. Die gute Kaiserin nahm seine kindliche Keckheit gar nicht übel, und beschenkte ihn mit einem schönen Kleide. — Als der Knabe ein Jahr später die reizende Pompadour in Paris eben so herzlich abküssen wollte, wehrte sie seine Küsse ab, worüber Mozart unwillig ausrief: „Wer ist Sie denn, daß Sie mich nicht küssen will? Hat mich doch die herrliche Kaiserin geküßt!"

Mozart in Mainz. Genie ist der Funke des göttlichen Feuers, den Prometheus einst vom Olymp entwandte, seine Menschen damit zu beseelen. Aber die himmlische Flamme ist in Zwietracht mit dem irdischen Elemente, dem es beigemischt ist, und gährt und wühlt rastlos, selbstzerstörend in der groben Hülle. Daher die Friedlosigkeit genialer Menschen, die Sehnsucht, die sie verzehrt, die Fiebergluth, die im Herzen pocht, im irren Auge blitzt, auf der bebenden Lippe zuckt, im Sturm der Worte, im Drange der Thaten zu Tage bricht. Manchmal scheint jedoch der himmlische Genius sich behaglicher einzurichten und die Fülle seiner ambrosischen Seligkeit in der materiellen Form zu entfalten, die er zu seiner Residenz erwählt hat. Dann schwelgt der nackte Erdenbürger in der Heiterkeit der unsterblichen

Götter. So war es mit Mozart, in dem sich der Genius himmlischer Harmonie verkörpert zu haben schien. Er lebte und webte im Reiche der Töne; was widrig und feindselig dem Menschen sich aufdrängt, das faßte er nicht, das ging spurlos an ihm vorüber. Mozart's Leidenschaft waren Billard und vor Allem reizende Frauen, mit denen er sich, wie ein harmloser, unschuldiger Knabe zu unterhalten pflegte. Auf seinen Kunstreisen kam der wunderbare Jüngling auch nach Mainz, wo Jedermann begierig war, ihn zu hören. Der damalige Kapellmeister des Kurfürsten arrangirte sogleich eine musikalische Unterhaltung, theils um über eine seiner eigenen Compositionen das Urtheil des gefeierten Künstlers zu hören, theils um sich an dessen Vortrag seinerseits zu erquicken. Morzart's Gegenwart steigerte seine Energie. Er handhabte das Zauberstäbchen mit einem Feuer, das des besten Erfolges würdig war. Zu seinem Schmerze aber sah er den Maestro im Hintergrunde mit jungen Damen kosen, ja, bald diese, bald jene zärtlich in die Arme schließen. Nach Beendigung des Musikstückes, da der Director trübe an seinem Pulte lehnte, trat Mozart auf ihn zu und lobte Composition und Vortrag „Ich kann Ihre freundlichen Worte nicht auf mich beziehen," sagte niedergeschlagen der Kapellmeister, „Ihre Aufmerksamkeit war schöneren Gegenständen zugewendet." — „Ich habe Alles gehört," versetzte der junge Mann einfach, trat an's Piano, verwebte aber wunderbarer Weise in seine Phantasie alle Motive, die der vorhergegangenen Composition zu Grunde lagen. Als er geendigt, drückte er dem Director, dem die Thräuen in die Augen traten, die Hand und ging. Er spielte auch mehrmals in Gegenwart des Kurfürsten und des Hofes. Einstmals hatte der Fürst schon seinen Platz eingenommen; aber Mozart fehlte. Es waren für die Betheiligten peinliche

Augenblicke. Boten wurden ausgesandt. Man fand den Ersehnten endlich beim Billard. „Bester Mann, lassen Sie mich nur diese Partie noch zu Ende bringen," war seine stets wiederkehrende Antwort, als man zum Aufbruch drängte. Es war zu Ende; er trat in den Saal, spielte, entzückte das Auditorium. Der Kurfürst konnte indessen seine Empfindlichkeit über die Nonchalance des Künstlers nicht ganz verwinden; er schickte nur 80 Ducaten. Mozart schenkte die Hälfte davon dem Ueberbringer, die andere verwendete er in gewohnter Weise zu seiner und der Freunde Erheiterung, wobei mancher Champagner-Kork sprang, mancher Toast auf den epheu- und weinlaubgekrönten Gott ausgebracht wurde. Als er nach Frankfurt a. M. kam, hatte er keinen Centime mehr in der Tasche. Aber die Herren der freien Stadt öffneten ihre mächtigen Truhen und opferten reichlich von dem durch tiefsinnige Speculationen erworbenen Geld dem Genius, der in Gestalt des jungen Meisters, wie eine blendende Lichterscheinung an ihnen vorüberzog.

Wie **Mozart** seine Musik gleichsam aus den Aermeln schüttelte: Bei einem Abschiedsschmause wollten die Freunde sentimental werden, was Mozart nicht leiden konnte. Schnell ergriff er ein Stück Notenpapier, riß es in zwei Hälften, schrieb fünf oder sechs Minuten und gab's herum. Auf dem ersten Blatte war ein dreistimmiger Canon in halben Noten ohne Worte. Die Composition war wehmüthig. Auf dem andern Blättchen war auch ein dreistimmiger Canon, in Achteln, auch ohne Worte, aber drollig. Plötzling ging den Freunden ein Licht auf: beide konnten zusammen gesungen werden und bildeten ein sechsstimmiges Ganze. „Halt," rief Mozart, „die Worte!" und schrieb unter den ersten Canon die Worte: Lebt wohl, wir seh'n uns wieder! — und unter den zweiten: Heult noch gar wie alte Weiber!

Mozart. Otto Jahn erzählt in seinem Leben Mozart's: Für eine Oper erhielt Mozart gewöhnlich Alles in Allem 100 Ducaten und zwar von demjenigen Theater, welches das Werk bestellt hatte; die übrigen Bühnen verschafften es sich dann von Copisten, ohne dem Tondichter etwas dafür zu entrichten; auch die Clavierauszüge erschienen gewöhnlich ohne sein Zuthun. Hätte Mozart die praktischen, Talente seines Vaters, oder Joseph Haydens besessen, so würde seine Einnahme hingereicht haben, ihm und seiner Familie ein leidliches Auskommen zu sichern, aber er achtete das gewonnene Geld wenig, und seine Hand war stets zum Mittheilen geöffnet. Von den peinlichen Verlegenheiten, in die der junge Hausstand gerieth, geben Züge wie die folgenden die deutlichste Anschauung. Im Winter 1790 fand ein Besucher Mozart in seinem Arbeitszimmer mit seiner Frau tüchtig herumtanzend. Auf die Frage des Eintretenden, ob er seiner Frau Tanzunterricht gebe, erwiderte Mozart lachend: „Wir machen uns nur warm, weil uns friert und wir uns kein Holz kaufen können" Ein andermal schreibt er seiner Frau, daß es ihm gelungen sei, ein Darlehen von 1000 fl. zu erhalten, — halb in Geld, halb in Tuch. Man sieht daraus, in welche Hände er gerathen war. —

— Große Bewegung herrschte unter den friedlichen Bewohnern der bayrischen Hauptstadt. Die erste Vorstellung des „Don Giovanni" sollte auf dem Münchener Theater stattfinden. Mozart war am Morgen desselben Tages aus Wien gekommen, um die letzte Probe selbst zu leiten. Alles eilte in's Theater, auf die Plätze, die schon lange früher für diese Vorstellung gewonnen waren. Die Neugierde war ungeheuer, sowohl die große Musik zu hören, als auch den berühmten Meister zu sehen, dessen Namen mit so viel Ruhm in Europa widerhallte. Das Gedränge

war außerordentlich. Endlich war der große Augenblick gekommen. Das Orchester war besetzt, der berühmte Meister kam in Begleitung des Directors und eines jungen Assessors aus Posen. Dieser hieß Hoffmann und war eigends nach München gekommen, um sich Mozart vorzustellen und der ersten Aufführung des „Don Juan" beizuwohnen. Niemals war eine Aufführung des „Don Juan" so trefflich. Mozart, schon tödtlich angegriffen von der schleichenden Krankheit, die ihn zu 35 Jahren der Welt raubte, schwamm in Entzücken, als er seine Musik so geistvoll ausführen hörte. Der Beifall war stürmisch, und als Donna Anna ihre große Arie geendet hatte, trat sie, Thränen in den Augen, zu dem Meister hin, der die zitternden, feuchten Hände des jungen Frauenzimmers in seine abgemagerte nahm und sagte: „Ich danke Ihnen, durch Sie habe ich erst mein Werk kennen gelernt! Sie haben mich zum Bewußtsein meiner gebracht. Ich werde nun leichter sterben!" — „Sterben! sterben! Sie, so jung, so reich an Genie und Ruhm! welch ein Gedanke!" — „Die Jugend, das Talent und der Ruhm halten den Tod nicht ferne, meine gute Donna Anna. Die beiden letztern tödten die erstere. Ja, eine seltsame Ahnung meines herannahenden Endes weicht nicht von mir. Es mögen ungefähr 14 Tage sein, ich arbeitete ruhig in meinem Cabinette, schrieb eben die letzten Seiten meines „Titus," als ein unbekannter plötzlich vor mir sich befand, ohne daß ich ihn eintreten gehört hätte. Er war ganz schwarz gekleidet; niemals früher habe ich eine solche Bläße gesehen, wie die seines Gesichtes war. „Ich komme," sagte er, „Sie zu erinnern, daß Sie ein Requiem für ein ganzes Orchester schreiben müssen." — „Ein Requiem," rief ich aus, „und für wen?" Er sah mich mit widrigem Gesichte an und sagte noch einmal: „Sie müssen ein Requiem schreiben!"

und verschwand. Seitdem ist mir diese Vision zweimal erschienen, und gestern als ich in den Wagen stieg, sah ich sie neuerdings." Mozart war bei seiner Erzählung blaß geworden, noch mehr aber die junge Sängerin." Ihre Erscheinung gleicht ganz derjenigen, die ich gehabe habt. Als ich vor zwei Tagen vom Schlaf erwachte, sah ich eine schwarz gekleidete Gestalt, blaß wie eine Leiche, die sich über mein Bett hinneigte und mir in's Ohr raunte: „Donna Anna, Donna Anna ist gestorben." So eben auch, als ich die letzten Noten meiner Arie sang, sah ich sie im Parterre aufsteigen und mit Leichenmiene mir zuwinken. Gott erbarme sich meiner!" — „Gott erbarme sich unser, Donna Anna!" Mozart verließ das Theater, zog sich auf sein Zimmer zurück und schrieb noch in derselben Nacht das Requiem, welches das Phanton verlangt hatte. Am andern Morgen kam der Regisseur des Theaters zu dem berühmten Tonsetzer, um ihm zu verkündigeu, daß die Vorstellung des „Don Giovanni" heute Abend nicht stattfinden könne, die Sängerin, welche den vorigen Abend die Donna Anna gesungen, sei in der Nacht gestorben. Mozart wischte sich eine Thräne aus dem Auge und sagte: „Die Engel bedurften einer Stimme mehr zu den Preisgesängen des Himmels, sie haben eine Schwester zu sich gerufen, bald werden sie auch einen Bruder haben, der sie neue Gesänge lehren wird!" Er ließ augenblicklich anspannen, und fuhr nach Prag.

Mozart. Die Liebe macht erfinderisch. Sie hat dem Genius Petrarca seine bezaubernden Sonette in die Feder dictirt, sie hat Raphael die Urbilder der ewigen Schönheit entschleiern heißen; sie hat so viel Großes, Schönes, Herrliches in's Leben gerufen, gegründet und für die Nachwelt leuchtend hingestellt! Die Liebe war und ist die Amme jedes höhern Gefühls, und wer nicht Liebe fühlte, ist auch nie

zum wahren Bewußtsein seiner Menschenwürde gelangt. Wenn also die Liebe den Genius weckt, so ist das ganz naturgemäß! Daß aber die Eifersucht dasselbe vermöge, daß auch diese negative, lähmende, ja ertödtende Empfindung befeuernd auf die Kräfte des Geistes wirken und einen ähnlichen Aufschwung bewirken könne, dürfte bezweifelt werden. Und doch bietet uns eine Anecdote aus dem Leben des größten Tonschöpfers, der vielleicht zu allen Zeiten gelebt, einen kräftigen Beleg zu dieser Behauptung. Wer wüßte nicht, daß, wenn man das Maximum der schaffenden Tonkunst nennt, der unsterbliche Meister des „Don Juan" damit gemeint sei. Auch seine melodienreiche Brust blieb nicht von den Pfeilen der Liebe verschont. Eben mit der Composition seines unübertrefflichen Meisterwerks beschäftig, war sein Herz in heftiger, verzehrender Liebe zu einer damals sehr gefeierten Sängerin erglüht. Allein er ward verschmäht. Ein Anderer ward ihm vorgezogen. Dies wirkte so aufregend auf sein Gemüth, daß er auf Rache sann, und diese bestand darin, daß er zwei Arien, voll der wundersamsten Schönheiten, aber zugleich mit ungeheuern Schwierigkeiten überhäuft, componirte und für die grausame Schöne bestimmte. Sie war bisher sein Geschöpf. Er hatte sie auf dem Fittig seiner Meisterschaft mit sich zur Höhe des Ruhms emporgehoben. Nun wollte er sie fallen lassen, wollte das Werkzeug seiner Melodien verderbend gegen sie kehren. Sie sollte einsehen lernen, daß sie nichts ohne ihn war. Allein der Meister hatte sich verrechnet. Statt Fiasco zu machen, erntete sie einen beispiellosen Erfolg. Erst dadurch ward sie zu einer Künstlerin ersten Ranges gestempelt. Kein Zweifel, daß der edelgesinnte Meister selbst nach diesem so unerwarteten Ausgange gerührt ward, verzieh und resignirte! Ihr aber hatte die Eifersucht einen Triumph bereitet, den ihr

die Liebe allein, trotz ihrer wundervollen Macht, wohl niemals gewährt hätte.

Als **Mozart** das letzte Mal in Berlin ankam, war es gegen Abend. Kaum war er ausgestiegen, so fragte er den Marqueur im Gasthofe, der ihn nicht kannte: „Giebt's diesen Abend nichts von Musik hier?" — „O ja," sagte der Mensch, „so eben wird die deutsche Oper angegangen sein." — „So? was geben sie heute?" — „Die Entführung aus dem Serail" — „Charmant!" rief Mozart lachend. — „Ja," fuhr der Mensch fort, „es ist ein recht hübsches Stück. Er hat es gemacht — wie heißt er nun gleich?" — Unterdeß war Mozart im Reiserock schon nach der Bühne geeilt. Am Eingange des Parterres blieb er, der Unbekannte, stehen, auf die Aufführung der Musik lauschend. Aber bald freut er sich zu sehr über den Vortrag einzelner Stellen, bald wird er unzufrieden mit den Tempo's, bald machen ihm Sänger und Sängerin zu viel Schnörkeleien, wie er es nannte; kurz, sein Interesse wird immer lebhafter erregt, und er drängte sich bewußtlos immer näher und näher dem Orchester zu, indem er bald dies, bald jenes, bald leiser, bald lauter brummt und murrt, und dadurch den Umstehenden, die auf das kleine unscheinbare Männchen im schlechten Oberrock herabsehen, Stoff genug zum Lachen giebt — wovon er aber natürlich nichts weiß. Endlich kam es zu Pedrillo's Arie: „Frisch zum Kampfe, frisch zum Streite ꝛc." Die Partitur war verändert, und die zweite Violine hatte bei den Worten: „Nur ein feiger Tropf verzagt," ein dis statt d. Da konnte Mozart sich nicht mäßigen und rief laut: „Verflucht! wollt Ihr wohl d greifen!" Alles sah nach ihm hin, und mehrere aus dem Orchester erkannten ihn. Wie ein Lauffeuer ging es durch dieses, und von da auf das Theater und durch das Parterre und

die Logen: „Mozart ist da!“ Ein panischer Schrecken ergriff Sänger und Sängerinnen, besonders die Letztern, welche sich ihrer Sache nicht so recht gewiß waren. Eine Sängerin, welche die Blonde spielte, wollte durchaus nicht wieder auf die Bühne, und Mozart erfuhr es von dem Musikdirector, hinter den er sich bereits gestellt hatte. Sogleich eilte er durch die Seitenthür auf das Theater, hinter die Coulissen und sagte der Sängerin: „Madame! Was treiben Sie für Zeug! Sie haben herrlich, herrlich! gesungen, und damit Sie's ein ander Mal besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudiren.“ Die Sängerin trat getröstet wieder auf, das ganze Personal griff sich unglaublich an, weil es wußte, der Meister sei erschienen, und Mozart war mit der weiteren Ausführung sehr zufrieden. Uebrigens hielt er sein Wort, gab der Sängerin Unterricht, und sie bildete sich dadurch zur vollendeten Künstlerin.

Mucker.

Muckerlied.

Tagtäglich zehn Mal beten,
Und Bibelsprüch' im Maul,
Sonst hab' ich nichts vonnöthen,
Bin ganz erschrecklich faul.
Ich war ein armer Schlucker,
Hatt' kaum das liebe Brot,
Da wurde ich ein Mucker:
Nun hat es keine Noth!

Bei jeder neuen Sitzung,
Die unsre Bande hält,
Da wird mir Unterstützung
Durch baares, blankes Geld.

Daß ich bin fromm geworden,
Hat mir doch sehr gefrommt!
Vielleicht, daß noch ein Orden
Mir in das Knopfloch kommt.

Den Kopf gesenkt zur Erde,
Geh' ich des Morgens aus;
Mit heuchelnder Geberde
Tret' ich in's Kaffeehaus,
Trink' Wasser dort mit Zucker
Und werbe Fromme an:
Kein Mensch ahnt, was ein Mucker
Zu Hause saufen kann.

Zu hohem Zins verleih' ich,
Was ich beim Muckern spar',
Und meine Seele weih' ich
Herrn Jesu immerdar;
Und denn Gewinn notir' ich
Im frommen Liederheft:
Auf diese Weise führ' ich
In Frieden mein Geschäft.

Des Abends im Theater
Sitz' ich mit gierem Sinn,
Und schmunzle wie ein Kater
Nach jeder Tänzerin.
Mit meinem Opergucker
Schau' ich nach Wad' und Brust:
Ach, lieber Gott, ein Mucker
Hat auch so seine Lust;

Dann schleich' ich still zur Klause,
Da wo mich Niemand sieht,
Und nach dem Abendschmause
Sing' ich ein frommes Lied
Recht laut: Von heiliger Stätte,
Von Jesu Glanz und Thron!
Daweile macht mein Bette
Die kleine Köchin schon.

Ich preise die Regierung.
Ich finde Alles gut.
Ich fluche der Verführung
Durch jetz'ge Freiheitsbrut:
So leb ich armer Schlucker
Ganz heiter, Gott sei Dank!
Und das Geschäft als Mucker
Treib ich mein Lebelang! Gl.

Mühle. Was ist das Beste in einer Mühle? Daß die Säcke nicht reden können. — Warum werden die mausenden Müller nicht gehängt? Weil sonst das ganze Handwerk unterginge.

Die **Mühle.** Ein eben in Paris angekommener Landbewohner fragte, da er bei einem Palaste vorüberkam, den Thürsteher, was das für ein großes Haus sei. „Das ist eine Mühle," antwortete jener. „Dacht' ich's doch" sagte der Bauer, „da ich einen Esel am Thore stehen sah!"

Müller, Johannes von, einer der größten deutschen Geschichtschreiber, geboren zu Schaffhausen 1752, gestorben 1809. Auf seinen Reisen nach Wien, Berlin und Kassel wurde er überall mit Auszeichnung aufgenommen, und vom Jahre 1807 — 9 war er beim damaligen westphälischen Staatsmini-

sterium angestellt. Den hohen Rang unter den deutschen Historikern begrüudeten seine 24 Bücher allgemeiner Geschichten, welche im Jahre 1810 in drei Bänden erschienen sind, wie auch seine Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft. Übrigens war Johannes von Müller ein rechtlicher, frommgesinnter Mann. Seine wahre Genialität lag in seinem Gemüthe, und seine aufrichtige, herzinnige Frömmigkeit gab dieser jene höhere Weihe, die unter allen Verhältnissen den rechten Adel der Seele, das Göttliche im Menschen in lebensvoller Klarheit bewahrt. Seine letzten Worte auf dem Sterbebette waren: „Alles, was ist, ist von Gott, und alles kommt von Gott."

Müller. Der Schultheiß von Solothurm wurde einmal gebeten, der Stadt Biel einen Müller vorzuschlagen, der sich durch Ehrlichkeit auszeichnete. Nachdem er sich eine Weile besonnen, sagte er: „Ich weiß einen. Gestern ist unsere Stadtmüllerin von einem Sohne genesen, den nehmet, der ist, so viel ich weiß, noch ehrlich."

Der **Müller** im Examen. Ehemals war es in Mecklenburg Sitte, daß der Prediger die Leute, wenn sie zum Abendmahl gingen, bevor er ihnen das Sacrament reichte, in Gottes Wort examinirte. Einmal fragte er einen Müller: „Glaubst Du auch selig zu werden?" — „Es wird hart genug halten," sagte der Müller. Der Prediger fragte weiter, und als er wieder zu dem Müller kam, that er ihm die Frage: „Wie heißt das siebente Gebot?" — „Herr Pastor," antwortete er, „damit geb' ich mich nicht mehr ab; denn ich habe die Mühle meinen Kindern überlassen." Darüber ergrimmte der Prediger und fragte ihn: „Was hoffest Du mit Deinen Sünden bei Gott verdient zu haben?" — „Ich will nichts dafür haben," antwortete der Müller.

Charakteristik eines **Münchener.** Wenn der Münchener des Morgens aufsteht, ist er ein Bierfaß, und wenn er Abends zu Bette geht, ein Faß Bier.

Mündlich. „Antworte mündlich mir!“ schriebst Du mir jüngst, und ich befolgte Dein Gebot und küßte Dich. — Worüber zürnst Du nun? Heißt mündlich dann im Grunde nicht mit dem Munde?

Auf dem **Münster** zu Straßburg sagte ein Engländer: „Dieser Thurm ist ein steinerner König Lear.“

Die werthvollste **Münze.** Ein fach- und sachkundiger Numismatiker antwortete auf die Frage, welche Münze wohl die gesuchteste sei: „Es ist dies ein sehr geschätztes Stück, eine an sich unbedeutende Münze, wiegt aber auf der moralischen Wagschale ungeheuer schwer; der Effectivwerth derselben ist wegen seiner Vorgeschichte unaussprechlich. Die Münze heißt: „der letzte Heller.“

Münz-Inschriften. Als 1708 der Prätendent mit der französischen Flotte nach Schottland ging, erschien in Holland folgende Medaille. Auf der einen Seite sah man ihn gerüstet wie ein Ritter auf einem Krebse sitzen, der rückwärts nach einer Windmühle kroch, mit folgender Umschrift: „Je fais mon voyage à mon héréditage. Le vent est bon à reculans.“ Auf der andern zeigte sich der Prätendent mit einer Nase, die von Paris bis Eidinburg reichte, und darauf: „Quand Versailles est accouché, ses enfants ont un tel nez.“

— König Georg II. erhielt von Montesquieu sein berühmtes Werk: „Über den Geist der Gesetze“ zugesendet und sandte ihm dafür eine Medaille zurück, welche sein und des Verfassers Bild mit der Umschrift zeigte: „Rex Magnus Viro Maximo.“

Münz-Inschriften. Die spanischen Thaler, Duros, vom Jahre 1684 haben die Umschrift: „Unus non sufficat.“ (Einer ist nicht genug.)

— Ein Departementschef ließ für die Arbeiter einer Nähnadelfabrik zur Ermunterung und Belohnung der Fleißigsten einer Medaille prägen, welche die Inschrift trug: „Stählerne Nähnadelfabrik.“

— Katharina die Große ließ einst für alle ihre Soldaten und Matrosen, welche an der Zerstörung der türkischen Flotte zu Tschesma Theil genommen, eine Münze prägen mit der lakonischen Inschrift: „Bait!“ (Ich war dabei.)

Müßiggänger. Der Müßiggänger hält es mit allen Religionen, den er ist

Sonntag Christ,
Montag Grieche,
Dienstag Perser,
Mittwoch Assyrier,
Donnerstag Aegypter,
Freitag Türke,
Samstag Jude,

und hält streng diese Ruhetage.

Die Tage der **Müßiggänger** sind nichts als schlaflose Nächte, die Nächte der Arbeitsamen sind nichts als Vortage der Arbeit. S.

Mütterliches Zartgefühl. Makkin wurde wegen Diebstahls zum Galgen verurtheilt Die sechzigjährige Mutter des Hingerichteten schnitt den Strick ab. Einige Anwesende schossen für das betrübte Weib eine nicht unansehnliche Summe zusammen. Makkin's Mutter dankte mit Rührung und sagte beim Weggehen, indem sie das Geld besah:

„Mein armer Hans — hat mir immer Glück gebracht!“

Die Sammet-**Mütze**. Ein Bäcker trug immer Sammet-Mützen und pflegte, wenn Jemand in seinen Laden kam, den Kopf durch ein kleines Fenster zu stecken und das zu geben, was man verlangte, und das Geld dafür zu nehmen. Eines Abends kam auch ein Bettler und klopfte an das Fenster. Der Bäcker machte es auf und steckte wie gewöhnlich den Kopf hindurch. „Was will er mein Freund?“ fragte er den Bettler. „Ihre Mütze,“ antwortete dieser, nahm sie ihm vom Kopfe, lief damit zum Hause hinaus und entwischte glücklich.

Multiplication. Eine Gattin, nicht ganz mit ihrem Gatten zufrieden, sagte: „Mein Mann ist ein fertiger Musiker, ein vollkommener Maître d'ames, ein guter Schriftsteller und ein kundiger Arithmetiker, allein auf die Multiplication versteht er sich keineswegs.“

Mumie. Sechstausend Jahre alte, in das Fach der Bratheringe übergegangene, schiefgewickelte Aegyptier.

Als **Murat** König von Neapel war, bekam eines Tages die Geistlichkeit, welche ihm, wie allen Napoleoniden, nicht eben sehr zärtlich zugethan war, den Einfall, das geronnene Blut des heiligen Gennaro, welches regelmäßig an einem gewissen Tage flüssig wird, nicht flüssig werden zu lassen. Ganz Neapel gerieth in Aufruhr, und man begann ernstlich besorgt zu werden, daß die Stimmung des Volkes sich auf gefährliche Weise Luft machen würde. Murat schwankte nicht lange. Er ließ vor dem Kloster, in dem sich das Wunder ereignen sollte, zwölf Kanonen auffahren und dem Prior wissen, daß, wenn nicht in einer Stunde das Blut des heiligen Gennaro gehörig flüssig wäre, er das Kloster in Grund und Boden schießen lassen würde. Und siehe da, ehe noch

die Stunde verflossen war, ereignete sich das Wunder und Neapel war ruhig.

Der Professor Marcus Antonius **Muretus**, welcher im Jahre 1585 starb, wußte durch seinen beißenden und allgemein gefürchteten Witz die Zuhörer stets auf gebührende Weise in Ehrfurcht zu halten. Einst hatte einer derselben eine Schelle mit in's Auditorium gebracht, mit welcher er anfing zu klingeln. „Wahrhaftig," sagte Muretus mit großer Gelassenheit, „ich würde mich wundern, wenn unter einer so großen Menge von Schafen nicht auch ein Leithammel wäre."

Murrkopf. Wenn die Frau zweimal so viel im Jahre braucht, als der Mann Einkünfte hat — und er seufzt darüber — so heißt er ein Murrkopf.

Namen der **Muselmänner.** Der Muselmann hat keinen Familiennamen. Mit dem Tode des Menschen stirbt auch sein Name, und dieser geht nicht auf die Kinder über. Am siebenten oder achten Tage nach der Geburt bekommt das Kind einen Namen, und damit ist gewöhnlich ein Familienfest verbunden. Bei dieser Gelegenheit verrichtet der Vater oder der Großvater ein Gebet über dem Neugebornen, flüstert ihm seinen Namen in's Ohr und verkündet ihn dann den Umstehenden. Die bei den Moslemin vorkommenden Namen lassen sich in vier Hauptklassen bringen, außerhalb welcher es keine muselmännische Namen giebt. In erster Reihe stehen die Namen der Patriarchen und Propheten, nach dem Ausspruche Muhameds: „Gebet Euern Kindern die Namen der Propheten." Am häufigsten sind daher die Namen: Ibrahim (Abraham), Ismail (Ismael), Izzed (Isaak), Jakuö (Jakob), Jussuf (Joseph), Mussa (Moses), Harun (Aaron), Daud (David), Soliman (Salomon), Muhammed, Hamed, Mahmud (die drei Namen des Propheten

auf der Erde, im Himmel und in der Hölle). Demnächst kommen die Namen derjenigen, die an der Befestigung und Verbreitung des Islams gearbeitet, wie Osman, Omar, Ali ꝛc. Die dritte Kategorie umfaßt diejenigen Namen, die mit Abd (Diener) anfangen, wie Abd-Allah (Diener Gottes), Abd-el-Kader (Diener des Mächtigen), Abd-el-Kerim (Diener des Großmüthigen), Abd-el-Rahmer (Diener des Erbarmers) u. s. w., hinsichtlich des größten Theils der neunzig Eigenschaften Gottes. Die vierte Klasse endlich begreift die Namen, die sich auf die (Religion) endigen, wie Salah-eddin (Saladin, Wiederhersteller des Glaubens), Mehed-din (Glaubens-Nachfolger), Krair-eddin (Heil des Glaubens) ꝛc. Hierzu kommen nur noch einige Nomenclaturen: 1) Gewisse zusammengesetzte Namen, wie Hamed-el-Abd ꝛc. 2) Solche Namen, die bloße Eigenschaftswörter sind, wie Hassan (schön) und dessen Diminutive (Hossein, Hussein), Hakem (mächtig), Said (glücklich), Reschid (gerecht), Mustapha (gottgewählt). — Um Verwechslungen der Menschen bei den vielen gleichlautenden Namen vorzubeugen, werden ihnen zuweilen Beinamen gegeben; doch haben diese durchaus nicht den Charakter europäischer Familiennamen, da der Sohn meistens einen andern Beinamen erhält als der Vater. Fast sämmtliche Beinamen, wenn sie nicht eine Qualification bezeichnen, wie El-Kebir (der Große), El-Nekik (der Magere), El-Anwer (der Einäugige), fangen mit der Sylbe Ben oder Ibn (Sohn), wonach dann der Name des Vaters folgt oder Bu (abgekürzt von Abu, Vater) an. Der Vater giebt zuweilen den bis dahin von ihm geführten Beinamen auf und legt sich den seines Sohnes oder seiner Tochter bei, wie Abu-Taleb (Vater des Taleb), Abu-Bekr (Vater der Jungfrau — so nannte sich der Schwiegervater Muhammed's, nachdem er diesem seine Tochter zur Frau gegeben). Auch die Mütter

folgen diesem Beispiele und nennen sich dann Om-Kaltum (Mutter Kaltum's), Om-Habia (Mutter Habia's) ꝛc. Die Frauennamen sind in der Regel von einer Eigenschaft hergenommen, wie Saida (die Glückliche), Sethiea (die Fruchtbare), Lobna (die Weiße), Derifa (die Anmuthige), Dschemila (die Schöne), Lulu (die Perle), Sahra (die Blume) ꝛc.

Musen. Die Mythologie erzählt von allen Göttinen Liebesabenteuer, und die meisten Götter haben eine Gemahlin. Es ist daher auffallend, daß die neuen Musen allein unverehelicht geblieben sind, sagte Jemand. — „Das erklärt sich leicht," erhielt er zur Antwort; „sie sind so arm, daß sich keiner dazu entschließen konnte, sie zu heirathen."

— Herr von Santeuil warf einst einem poetischen Nebenbuhler vor: „Qu'il était reduit au lait des Muses." — „Unmöglich," entgegnete dieser, „die Musen sind Jungfrauen und haben keine Milch, à mois, que Vous ne les ayez prostituées!"

Musik ist die Poesie der Luft. Jean Paul.

— Musik ist der Schlüssel zum weiblichen Herzen. Seume.

Deutsche **Musik.** Ein Franzose meinte, die deutsche Musik habe viel Anziehendes für ihn, und fügte hinzu: „Oui, oui, Monsieur, je vous assure, j'aime beaucoup votre Heidi im Siegeskranz." —

Die **Musik** hilft nähen. Ein Schneidermeister in Leipzig machte während der Messe die Bemerkung, daß die Musik auf der Gasse einen Einfluß auf die Arbeit seiner Gesellen übe. Wenn die Musikanten einen Choral oder ein Adagio bliesen, nähten die Gesellen langsam und nachlässig, sobald aber ein Schottischer losging, flogen die Nadeln mit rapider Schnelligkeit.

Musik und Musiker. Ein berühmter Lautenist, Rohhaar, pflegte zu sagen: „Ein Musikus, der Courage hat, ist ein Hundsfott.

Die **Musik** ist eine schreiende Kunst! Kant.

Langsame **Musik**. Ein Stutzer wollte seiner Geliebten eine Nachtmusik machen lassen; er wendete sich deshalb an einen berühmten Musiker, mußte aber dreißig Gulden für die Stunde bezahlen. Um die bestimmte Zeit fing der Violinist mit einem schmelzenden Adagio an. — „Was spielen Sie so l a n g s a m," rief der Liebhaber eifrig, „eine Stunde ist kurz, und dreißig Gulden ist kein Spaß."

Gewaltige Wirkungen der **Musik**. Zieht man den mystischen Schleier weg, welcher das Leben der ersten Musiker umhüllt, so werden wir sehen, daß die in Aegypten unterrichteten: Amphion und Orpheus, sich dieser gewaltigen und in Griechenland noch unbekannten Kunst bedienten, um die in den Wäldern umherirrenden Wilden an den fruchtbaren Ufern des Eurotas zu versammeln, um sie die Wohlthaten der Civilsation kennen zu lehren. Zu jener Zeit hatte man die Kunst des Schreibens noch nicht erfunden, und darum verfaßten diese Heroen ihre Vorschriften in der Form von Gesängen, eine gewiß äußerst zweckmäßige und angenehme Manier, sie dem Gedächtnisse einzuprägen. — David's Harfe entwaffnete den Arm des racheschnaubenden Saul. — Terpander stillte durch Gesang und Saitenspiel einen Aufruhr der Lacedämonier. — Empedokles verhütete durch dasselbe Mittel eine Metzelei. — Der grausame Amurat, Besieger Bagdads, nachdem er die Ermordung aller Einwohner dieser unglücklichen Stadt befohlen hatte, ließ sich durch die Gesänge des Schah-Culir's erweichen, so daß er sie nicht allein begnadigte, sondern auch den Einwohnern die Freiheit schenkte. — Antigenides und Timotheus, nach-

dem sie durch ihre Gesänge die Schlachtlust des kriegerischen Alexanders im höchsten Grade entflammt hatten, beruhigten dadurch, daß sie die Sangesweise änderten, sein Gemüth wieder. Auf dieselbe Art erregte der Musiker Claudin allgemeine Bewunderung bei der Vermählung des Herzoges von Joyeuse. — Ebenso wie die Hymnen des Tyrtäus den Muth der Lacedämonier belebten, führten Ossian's Alfred's, Roland's und Thibould's Gesänge die Caledonier, Engländer und Franzosen zu glänzenden Siegen. — Ulysses von Ithaka ermordete bei einem Festmahle die zudringlichen Freier seiner Gemahlin Penelope, doch verschonte er allein den sich unter ihnen befindenden Sänger Phemius — Theodulph, Bischof von Orleans, durch Ludwig I. zu lebenslanger Gefangenschaft verurtheilt, componirte eine recht schöne Cantate und sang dieselbe am Palmsonntage, als gerade der Monarch mit der Procession an dem Gefängnisse vorüberging. Ludwig blieb stehen, hörte bis zum Schlusse zu und sogleich erhielt Theodulph die Freiheit wieder. — Zu allen Zeiten haben Könige und Helden, geistliche und profane Gelehrte sich mit dem Studium der Musik beschäftigt. — Die Philosophen Roms und Griechenlands hatten große Kenntnisse darin, aber heut zu Tage, wo so viele Künstler selbst sie bis zur bloßen Geschmacksache herabwürdigen wollen, werden in ihrem Gebiete nur noch selten wissenschaftliche Forschungen unternommen.

Ist ein Text zur **Musik** nöthig? Ein Gelehrter in Hamburg, der ein vorzüglicher Sänger war, behauptete, daß in der Oper die Musik Alles, der Text aber gar nichts, sei, und bewies dieses auf folgende Weise: Er nahm die Arie von Mozart: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön," und sang einem Engländer vor, wie folgt:

Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
Der Seppel ist ein Galgenstrick!

und so weiter fort. Der Engländer wurde bis zu Thränen gerührt, und der Sänger hatte die Wette gewonnen.

Wie kommt man dem **Musik**-Gedächtnisse zu Hülfe?

Wiener Gasthofgarten-Scene.

(Ein Liebespärchen trinkt Kaffee, liebäugelt stumm und hört aufmerksam der Musik zu)

Er. Die Tivoli-Tänze sind halt schon a wahre Pracht!

Sie. Ach ja! die Melodie spricht ganz zum Herzen — ich muß mir eigens einen Knopf in's Schnupftuch machen, damit ich's nicht so geschwind wieder vergesse.

Der Musik-Drachen.

Bruchstück aus der „Verkehrten Welt."

Aber, ach, statt dessen tauchte, und mit eitlem Ungestüm,
Auf ein frech-geschmackanspeiend-nervenmarternd Ungethüm,
Das sich durch Miaung äußert, Klapprung, Kratz-, Quiek-
Kreisch- und Grunzung,
Und Dilettantismus heißet, oder besser: Kunstverhunzung!

Auf der Erde kann von diesem gräulichen socialen Drachen,
Kunstmolch und ästhet'schen Lindwurm, schwerlich man ein
Bild sich machen.
Nein, die klugen Leser werden, wenn ich schild're, wie er
ras't,
Lächelnd und die Köpfe schüttelnd, meinen: unser Autor
spaßt!

Und doch ist es reine Wahrheit, wenn ich sage: jene Frau,
Noch vor Kurzem geistvoll-lieblich, läßt er kreischen wie 'nen
Pfau!

Läßt er sich den Mund ausspülen mit Rouladen und owaihn,
Jammern, stöhnen und sich quälen bis Mitleid'ge Bravo
schrein.

Jene Eltern läßt er wandeln ihr liebreizend Kind zum Affen,
Und dort den Familienvater selber wandeln sich zum Laffen!
Jener holden Jungfrau wickelt aus der Kehle er ein Knäul
Falscher Töne ab und Schnörkeln, bis sie Allen wird ein
Gräul!

Diesen braven Jüngling zwingt er, eine Geige abzukratzen,
Daß selbst von den nahen Dächern hülfeschreiend fliehn die
Katzen;
Einen Andern läßt er klimpern, daß man diesem Draht-
arbeiter
Gern 'nen Groschen schenkte, bittend: Bester, ein paar Häu-
ser weiter!

Einen dritten braven Jüngling läßt er, ohne zu erröthen,
Einen Mozart oder Weber langsam mit der Flöte tödten!
Einen Greis ein Lied abknarren von verliebten Turteltauben,
Und zwei Mädchen ohne Stimme Wuthhusten und Rache-
schnauben!

Selbst die Mutter nicht, die Hausfrau, schont dies schnöde
Ungeheuer!
Eine dicke Fünfzigjähr'ge schmort in heißem Liebesfeuer,
Aechzt Gefühl heraus, keucht Wehmuth, schwitzt sich Triller
ab und girrt
Zehn Mal den gerechten Zweifel: ob der Liebste kommen
wird?

Und sonst würd'ge Frau'n und Männer, die, zu zeigen, wie sie leiden,
Bei dem Treiben dieses Drachens heimlich sich Gesichter schneiden,
Rufen: „Bravo! Ganz vortrefflich!“ wenn ein Leidensact zu Ende,
Hauend, Andre hauen mögend, sich in ihre eignen Hände!

Und Personen, deren Bildung zweifellos wie ihr Geschmack,
Macht, tritt Einer von den Ihren auf mit seinem Dudelsack,
Augenblicks der Lindwurm dämisch, so vernagelt, so verrückt,
Daß das Plumpste sie bezaubert und das Schrecklichste entzückt!

Mehr noch dürften meine Leser staunen, wenn ich ihnen sage,
Daß dies Monstrum, dies sociale, rasend, wüthend alle Tage,
Von Gewaltigen gehätschelt und gepflegt wird. Und warum?
Weil es weise macht die Menschen, wie man hier sagt, nämlich: dumm.

Weil er kitzelt statt zu spornen, und verbuhlt der Jugend Kraft;
Weil, was Feuer, Drang und Muth ist, unter ihm erstickt, erschlafft;
Weil den Geist er nur auf kleine, eitle Eitelkeiten senkt,
Und ihn einwiegt und ihn einlullt, daß er ja nicht forscht und denkt.

Daß der Mensch nicht aus der Traumwelt in die Welt des Lebens schweift!
Daß er ja nicht nach den Werken seiner edlen Dichter greift!

Ja nicht in gesell'gem Kreise diesen und sich selbst erhebt,
Ja nicht nach erhab'nen Zielen, so die Denker preisen, strebt!

Darum kennt man von den Dichtern hier kaum mehr als ihren Ruhm;
Darum sind sie nur der Schränke, nicht des Volkes Eigenthum!
Darum, weil dies Volk sie adeln, spornen, kräft'gen würden, darum
Scheucht man fort sie durch Gedudel, durch ein ew'ges Lirumlarum! Gl.

Musikalisch. Als jüngst die Frau Landbauschreiberin G. befragt wurde, warum denn ihr Mann nicht im Concert sei, antwortete sie: „Mein Mann ist selbst sehr musikalisch und macht sich also natürlich nicht viel aus der Musik!"

Der **Musikalische.** Ein Mann mit einer Drehorgel leierte jüngst in dem Hofe eines Hauses sein „tanti palpiti" herab. Ein Mann von seiner Bekanntschaft trat zu ihm und fragte ihn, wie es ihm gehe. „Ei!" — sagte er — „es geht mir nicht sehr gut, und wenn ich das bischen Musik nicht könnte, so müßt' ich vollends verhungern."

Portefeuille **musikalischer** Curiosa. „Ich sah," erzählte ein Musikus in einer Gesellschaft, „einen Flötenbläser, der eine so löwenmäßige Lunge hatte, daß, wenn er alle Löcher zuhielt und hineinblies, die Flöte zersprang." — „O!" entgegnete ein Anwesender, „dies ist noch wenig. Ich sah einen Waldhornisten, dessen Waldhorn sich aufrollte und so gerade wie eine Orgelpfeife wurde, wenn er mit ganzer Kraft hineinstieß, und so rollte es sich auch wieder in

seine frühere Gestalt zusammen, wenn er das Wasser herauszog."

Musikalisches. Ein Mann, den die göttliche Musik einer sehr elenden Operette begeistert hatte, ging darauf auf's Theater, um den Verfasser zu erfragen. Er verstand den Tonsetzer; allein der Director stellte ihm den Verfasser des Stückes vor: „Sie haben mich entzückt," redete er ihn mit einer unwillkürlichen Umarmung an; „nie habe ich so etwas Herrliches gehört; nur bedauere ich, daß Sie Ihre göttliche Kunst an einen so kläglichen Text verschwendet haben."

Musikalische Verlegenheiten. Wenn sich einem Geiger, während er ein Adagio spielt, zwölf Mücken auf die Nase setzen und selbige für eine Stechbahn ansehen; wenn der Primadnnna während eines Trillers eine Fledermaus in den Hals fliegt und dem Contrebassisten während des Tutti eine Saite springt, welche ihm das Nasenbein einschlägt.

Der **Musiker.** Du flötest Tag und Nacht uns vor,
Und zwingst zum Hören unser Ohr;
So übst Du Dich am Notenpult
Und deine Nachbarn in Geduld.

Die Wichtigkeit eines **Musikers.** „Sehen sie dort das unansehnliche Männchen?" fragte N. einen Bekannten, „wie sieht er aus? und doch zierte er schon so manche Bank als Hauptspieler, gab auf so manchem Balle den Ton an, und die halbe Stadt tanzt nach seiner Pfeife." — „Und wer ist der wichtige Mann?" fragte begierig der Andere. — „Der Stadtmusikus."

Muße und **Muse.** Die meiste Muße in unserer materiellen Zeit hat gegenwärtig die Muse.

Muth. Ein Grenadier des Regiments Orleans verlor in der Schlacht bei Fontenoy durch eine Kanonenkugel den

rechten Fuß. Der Marschall von Sachsen empfahl darauf den wackern Krieger der Sorge seiner Genossen. Da rief der Verwundete: „Was kümmert Sie mein Fuß, gewinnen Sie nur die Schlacht!"

Muth zeigt auch der Mameluk, weshalb deutsche Staatsmänner mitunter Alles aufbieten, um nicht in den Verdacht mamelukischer Abstammung zu gerathen.

Muth. Sorglos über die Fläche weg;
Wo vom kühnsten Wager die Bahn
Dir nicht vorgegraben Du siehst,
Mache Dir selber Bahn!
Stille, Liebchen, mein Herz!
Kracht's gleich, bricht's doch nicht!
Brichts gleich, bricht's nicht mit Dir! Goethe.

Muth und Quecksilber. Der Muth ist für das Herz, was das Quecksilber für das Wetterglas ist. Muth und Quecksilber steigen bei heiterm Horizonte und fallen, wenn er sich trübt.

Muthwille — ist ein bösartiger Abkömmling des Frohsinns.

(Conradus) **Mutius** Rufus. An die Canzleithür, in welcher er arbeitete, schrieb er, da er seines Dienstes entlassen wurde, folgende Worte: „Ade ihr Sorgen:" und an seine Stubenthüre von außen: „Ruhe ist glückselig!" von innen: „Den Frommen steht Alles offen!"

Mütter sind ihrer Sache gewisser, daher kommt es, daß sie ihre Kinder inbrünstiger lieben, als die Männer. Moscherosch.

Die besorgte **Mutter**. Neulich wurden in London mehrere zum Galgen verurtheilte Diebe aus ihrem Gefängniß zum Richtplatz geführt. Der Eine derselben, Namens Bradnet, stieß unterwegs auf seine Mutter, worauf sich folgende Zwiesprache entspann: „Wohin, mein Kind?" — „Zum Galgen,

Mutter." — „Nun, was brauchst Du denn in Deinen Sonntagskleidern zu gehen! Sei artig und schenk' sie mir. Deine rothe Werktagsjacke ist dazu ganz comfortable!"

Die sonderbare **Mutter.** In Steyermark lebte in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts eine Gräfin Königsacker, die Mutter von drei Söhnen und zwei Töchtern. Aber sonderbar! sie durfte keines ihrer Kinder sehen; so wie es in ihre Nähe oder in ihr Zimmer gebracht wurde, fiel sie allemal in Ohnmacht. Der Vater sah sich daher genöthigt, die Kinder abgesondert halten und erziehen zu lassen. Und vom Tage der Geburt an sah sie keines mehr, obgleich sie alle zärtlich liebte. Traurig war dies für die Kinder, ihre Mutter nicht zu kennen und sich ihr nicht nähern zu dürfen. Der älteste ihrer Söhne war schon bereits Lieutenant unter dem k. k. Dragonerregimente Savoyen. Vor dem siebenjährigen Kriege kam dieses Regiment, auf dem Marsche aus Italien auf Ungarn zu, auch nach Steyermark. Der junge Lieutenant v. Königsacker, ein schöner gebildeter Mann, bat in einem Schreiben den Vater um Erlaubniß, sich in bürgerlicher Kleidung unter dem Namen eines steyermärkischen Cavaliers seiner Mutter vorstellen lassen zu dürfen, um sie doch einmal seit 24 Jahren, denn so alt war er, zu sehen und zu erfahren, ob auch da noch sein Anblick und seine Gegenwart und dies als eines Unbekannten, der Mutter eine Ohnmacht verursachen würde. Der Vater willigte ein. Der Sohn wird als Fremder mit noch andern Gästen der Mutter vorgestellt. Aber, sieh' da! während der Vorstellung und des dabei nöthigen Anblicks erbleicht die Mutter, fängt an zu sinken und verfällt in Ohnmacht. Kaum tritt man ab, so erholt sich die Frau, läßt um Entschuldigung bitten, daß ihr unwohl geworden sei, und läßt sagen, sie werde noch das Vergnügen haben, bei

der Tafel zu sprechen. Aber leider! kaum war sie im Speisesaal und sprach mit den Anwesenden, unter welchen auch ihr unbekannter Sohn war, so stellte sich die Ohnmacht von Neuem ein. Nun erkannten Vater und Sohn, daß es ein grausames Spiel der Natur sei, das seltenste, das man je gehört hat.

Der **Mutter** Trost. Herr *** sagt zu seinem Sohne: „Wenn Du Deine Schularbeit nicht fertig hast, bekommst Du nichts zu essen, so wahr ich Dein Vater bin!“ Tröstend versetzte darauf seine als galante Frau bekannte Mutter zu dem weinenden Knaben: „Fürchte nichts, Du bekommst zu essen!“

Mutterliebe. Ein junger Mensch sollte gezüchtigt werden, weil er seinen Vater geschlagen hatte. Die Mutter erbarmte sich und bewies vor Gericht, daß dieser nicht, sondern der Abt aus dem nächsten Kloster sein Vater wäre.

— In N... nahm man einer armen Frau ihren einzigen Sohn durch die Aushebung zum Soldaten, sie ging zur Obrigkeit, bat um seine Freilassung, aber ihre Bitten waren vergeblich. Endlich ging sie alle Tage in die Kirche und flehete die Mutter Gottes um Befreiung ihres Sohnes an. Als dies aber auch nicht half, nahm sie dem Marienbilde das Kind aus dem Arme, stellte es in einem Winkel und sagte: „Nun kannst Du auch sehen, wie es ist, wenn man kein Kind mehr hat.“ — Dies machte soviel Aufsehen, daß man ihr ihren Sohn losgab.

— Die Frau von *** hatte zwei Söhne, Wilhelm und Karl, von sieben und sechs Jahren; Wilhelm war ihr Liebling weil ihn die Natur reichlicher ausgestattet hatte, als den jüngsten. der deshalb oft auf eine unbillige Weise von ihr zurückgesetzt wurde. Wilhelm verzärtelt und mit partheiischer Nachsicht behandelt, erlaubte sich in manchen kin-

dischen Muthwillen; Karl, immer streng getadelt, wurde schüchtern und in sich verschlossen. Die Frau von *** verfiel in eine gefährliche Krankheit, und man fürchtete sehr für ihr Leben. Je schwächer sie wurde, um desto mehr wuchs ihre Sehnsucht nach ihrem Lieblinge, und er sollte immer bei ihr im Krankenzimmer sein Aber der Wildfang trieb sich überall lieber herum, als in dem Zimmer der Mutter. Einst erwachte die Kranke nach einem unruhigen Schlummer und hörte hinter den Vorhängen ihres Bettes ein leises Schluchzen und Wehklagen. Es war ihr Kind. „Lieber Sohn!" sagte sie gerührt, „weine nicht, ich werde schon besser werden." — „Ach, Mutter," seufzte der Knabe, „ich bin nur Karl."

Mutterwitz. Man sagt Mutterwitz, warum sagt man nicht auch Vaterwitz? — Weil man versichert sein kann, wenn ein Mann witzig ist, so ist er nur durch die Frau gewitzigt worden!

— Schon der Gebrauch des Wortes Mutterwitz deutet auf die Wahrnehmung hin, daß geistige Fähigkeiten mehr von der Mutter als vom Vater kommen. Zur Bestätigung fehlt es nicht an Beispielen. Bacon's Mutter war eine ausgezeichnete Sprachkennerin, schrieb und übersetzte mehrere Werke und bewies in jedem Gelehrsamkeit, Scharfsinn und Geschmack. Der Geschichtschreiber Hume erwähnt seiner Mutter als einer Frau von seltenem Verdienste (singular merit), die ihrer Jugend ungeachtet sich ganz seiner Erziehung gewidmet. — Die Mutter des bekannten R. B. Sheridan, Mistreß Frances Sheridan, besaß hohe Geistesgaben. Die Bekanntschaft ihres nachherigen Gatten machte sie durch ein zu seiner Vertheidigung geschriebenes Pamphlet, und ein von ihr verfaßter Roman hatte das seltene Glück, von dem „groben" Johnson gelobt

zu werden. — Schiller's Mutter war ein liebenswürdiges Weib, sie hatte Gefühl für die Schönheiten der Natur und regen Sinn für Musik und Dichtkunst. Schiller war ihr Liebling. — Goethe gedenkt in Bezug auf seine Aeltern, daß er von seinem Vater eine gewisse Art eindringlicher Beredtsamkeit, von seiner Mutter die Fähigkeit geerbt, die Gebilde der Phantasie kräftig und lebhaft darzustellen. — Die Mutter des Dichters der „Jahrzeiten," Thomson, besaß eine ungewöhnliche Fülle natürlicher Anlagen, jede gesellige und häusliche Tugend und eine Wärme der Phantasie, die der ihres Sohnes kaum nachstand. — Wie kaum je ein Weib, zeichnete sich Boerhave's Mutter durch medicinische Kenntnisse aus. — Erskine erzählt von seiner Mutter Mehreres, was auf hohe Geistesgaben und namentlich auf durchdringenden Scharfsinn schließen läßt. — Walter Scott's Mutter erging sich gern im Reiche der Poesie und verfaßte Gedichte, die 1789 in Druck erschienen. Auch an andern geistigen Befähigungen war sie reich „wie selten Eine." — Marmontel's Mutter ragte über ihre Umgebungen weit empor. — Selbst in Napoleon bethätigte sich der Geist der Mutter.

Das kann nur ein **Mutterherz!** Die „Ulmer Schnellpost" berichtet Folgendes aus Ulm: Am Christabende waren Viele Zeugen eines eben so seltenen als rührenden Anblicks. Eine Mutter, welche alle ihre Kinder und noch unlängst ihr letztgebornes zum Kirchhofe tragen sah, suchte ihren Schmerz, keinem ihrer Lieben ein Geschenk, wie andere glückliche Aeltern, bringen zu können, dadurch zu mildern, daß sie ihr Liebesopfer — den Todten brachte. Sie verfügte sich Abends mit einem wohlgeschmückten Christbaume auf den Leichenacker, setzte ihn auf das Grab ihres jüngsten Kindes, zündete ein Lichtchen an und benetzte den Hügel mit ihren

Thränen! Seht hier, was Mutterliebe ersinnt. In der Selbstqual sucht sie Trost! Das kann nur ein Mutterherz!

Er **muuß**! Ein russischer Cavalier betrachtete auf einem Landgute am Rhein die dort befindlichen Bienenkörbe. „Serr kleine Biene," äußerte er zum Besitzer derselben, „bei uns in Rußland sind Biene so großß wie der Hand!" — „„Je, Gott bewahre,"" antwortete Jener erstaunt. „„Nun, da müssen auch die Körbe und die Löcher viel größer sein!"" — „Nein, Korbe und Locher ist nicht größßer!" — „„Ja, wie kommen den da die Bienen hinein!"" — „Er muuß!" antwortete der Russe.

Mystificationen. Gohier, einer der Directoren, war ungemein leichtgläubig. Eines Abends befand sich Real bei Fouché, als dieser sich in den Luxembourg begeben wollte. „In diesem Korbe da," sagte der letztere, „sind wenigstens zweihundert Rapporte; wählen Sie einige davon, und Gohier wird auf eine oder zwei Wochen Beschäftigung haben." — Real wählte einen Rapport, in welchem eine Versammlung von vier- bis fünfhundert Menschen in einem Garten angezeigt wurde, die bereits mehrere Tage gesehen worden wären, wahrscheinlich eine Verschwörung anzettelten, aber so leise sprächen, daß man nichts hören könne. Gohier wurde durch diesen Bericht, den ihm Real vorlegte, sehr ernst gestimmt und trug demselben auf, die Sache sogleich untersuchen zu lassen und Bericht zu erstatten. Real schickte einen zuverlässigen Mann an die bezeichnete Stelle, der am andern Tage seine Meldung machte und sagte: „Ich weiß Alles, ich habe sie auf der That ertappt." — „Wirklich?" — „Ja, auf der That." — „Was ist Wahres an der Sache?" — „Ungefähr ein Fünftel." — „Also hundert Personen?" — „Nein, das Fünftel bezieht sich nicht auf die Zahl. Die Sache verhält sich nämlich so: der bezeich-

nete Garten gehört einem Hutfabrikanten; in der Nacht und wenn es schön ist (man hat vergessen, Ihnen zu melden, daß die erwähnte Versammlung nur bei schönem Wetter stattfindet, denn diese Verschwörer scheuen den Regen), stellt der Fabrikant seine Hütte auf Stöcken aus, um sie trocken werden zu lassen. Nun denken Sie sich eine Hecke gerade von der Höhe dieser Stöcke, und Sie werden einsehen, daß man nur die Hüte sehen, aber immer glauben kann, dieselben befänden sich auf Menschenköpfen."

Mythologie. Jupiter, Sohn des Uranus und der Rhea, heirathete seine Schwester Juno und machte sie so zur Tante ihrer Kinder. Sein beständiger Wohnort war zwar der Olymp; doch unternahm er oft Ausflüge in andere Gegenden, wo er bei lebenslustigen Nymphen und Halbgöttinnen sich von Regierungssorgen zerstreute. Da er unumschränkter Herrscher war, konnte er ohne Zustimmung der Stände donnern und blitzen und überhaupt jede Witterung machen. Daß er sich einst in einen Stier verwandelt, um in dieser Gestalt mehr Glück bei der Europa zu machen, ist eine fast allbekannte Sache. —

Apollo. Apollo war Virtuos auf der Zither und beliebter Volksdichter, als welcher er das Lied: „Heil dir im Siegeskranz" verfaßte; ferner war er trefflicher Homöopath und unermüdlicher Beförderer der Aufklärung. Außerdem beschäftigte er sich in müßigen Stunden, die Welt zu beleuchten, was ein sehr undankbares Geschäft ist. Auf der Leier war er ganz magnifique, was zu folgender Geschichte Veranlassung gab. Als der Viehgott Pan, der ein mittelmäßiger Flötist war, behauptete, die Flöte sei ein trefflicheres Instrument als die Leier, und der zum Schiedsrichter bestellte lydische König Midas, der ein sehr schlechter Musikant war, der Flöte den Vorzug gab, legte ihm Apollo Esels-

ohren bei. Damit sich nun der König nicht vor seinen Unterthanen zu schämen brauchte, beschlossen diese in ihrer Loyalität, sich in Eseln zu verwandeln und auf seinen Wunsch „Ja" zu schreien. Unglückseliges Flötenspiel!

Diana, eine natürliche Tochter des Jupiter, führte die Emancipation der Frauen ein. Sie ging auf die Jagd und hatte mit einem Fähndrich Endymion ein Verhältniß, welches bis auf den heutigen Tag noch nicht völlig aufgeklärt ist. Es geht die Sage, daß sie aus Verzweiflung, keine ihr angemessene Parthie zu machen, jungfräulichen Standes verblieben, was übrigens noch sehr der Bestätigung bedarf.

Venus. Die Göttin der Schönheit ward durch eine Mesalliance die Gattin des Grobschmieds Vulkan. Ihre Leidenschaft für zweifarbiges Tuch aber war so groß, daß sie dem Generalfeldzeugmeister Mars Rechte einräumte, die ihren Mann in den seinigeu sehr beeinträchtigten. Daß aus diesem Verhältniß mit Mars die Harmonie entsprang, ist um so sonderbarer, als im gewöhnlichen unolympischen Leben nur das Gegentheil zu entspringen pflegt. Bei Göttern und hohen Herrschaften geschieht indeß sehr häufig das Unglaubliche. Venus hatte eine sehr liberale Gesinnung und verschenkte ihr unsterbliches Herz auch zuweilen ganz ordinären Sterblichen. Daß sie mit Adonis in sehr intimer Beziehung stand, dafür bürgen die bewährtesten Geschichtsforscher, und daß ihre Liebe zu Anchises eine Hauptursache für die Entstehung einer Aeneide des Virgils wär, weiß jeder Gymnasiast.

Amor. Was soll ich von diesem bitterbösen Buben sagen, der die eigene Mutter verwundet hat und Niemanden schont, außer diejenigen, welche das Herz nicht haben, eines zu haben? Was wäre die Romanliteratur ohne ihn? Welche

Tragödie, welches Lustspiel könnte ohne ihn, der beide veranlaßt, bestehen? Es giebt kein Unheil, das dieser Götterbube nicht schon angerichtet. Ihm besonders, haben wir die Lyriker, die Entführungen und die billets doux zu verdanken. Man könnte noch viel Geistreiches über ihn sagen, wenn nicht schon von ältern Poeten das Geistreichste über ihn gesagt worden wäre; doch muß man ihm nachsagen, daß er nur sehr selten moderne Ehen zu schließen pflegt.

Die Grazien. Die Grazien sind diejenigen Göttinnen, welche an der Wiege des jungen Deutschlands nicht gelächelt haben.

Minerva. Jupiter mußte sich den Kopf zerbrechen, um die Minerva in's Dasein zu rufen. Sie kam aber auch in voller Uniform zur Welt. Minerva war eben so wohl Göttin der Weisheit wie Göttin des Krieges; daher kommt es auch, daß ihre Jünger, die deutschen Philosophen, sich so häufig in den Haaren liegen. Da sie auch die Erfinderin des Strickens ist, so haben wir ihr die Socken und das Hegel'sche System zugleich zu verdanken. Die Eulen waren ihr heilig, was heut' zu Tage noch das ganze Eulengeschlecht mit dem Bewußtsein der Heiligkeit erfüllt.

Herkules. Herkules ist der Gott, der lange am Scheidewege zwischen Tugend und Laster stand und sich endlich der Tugend zuwendete. Außer dieser ungeheuren Riesenarbeit verrichtete er noch ein Dutzend höchst schwieriger Werke, worunter auch die Reinigung des Augiasstalles war. Glückliches, reines Hellas! Lebte Herkules in unsern Tagen, wo nähme er Kraft her, die Welt von dem Philisterschmutz zu säubern? —

Merkur. Daß Merkur der Gott der Kaufleute und der Spitzbuben ist, gehört zu den bestimmtesten Thatsachen. Auch ist er der Erfinder der Banqueroutes frauduleuses

der Agiotage und nebenbei Schutzpatron der Stockjobbers. Er wird mit einem Geldbeutel in der Hand abgebildet und genießt von sehr vielen Christen göttliche Verehrung. Daß er mit der Göttin der Schönheit stark liirt war, hat eine sehr tiefe Bedeutung; denn noch heute zieht der Glanz des Goldes den der Schönheit an sich.

Hebe. Hebe, das Himmlische Kellnermädchen, hat das beneidenswertheste Glück gehabt, ein hohes Alter zu erreichen, ohne alt zu werden und ewig unter nie alternden Göttern zu leben. Sonst ist weiter nichts von ihr zu sagen, als daß allen deutschen Mädchen ein gleiches Schicksal zu Theil werden möge.

Terpsichore. Terpsichore war eine der neuen Musen und ihrem Geschäfte nach Tänzerin. Sie tanzte sehr häufig im Olymp die Cacchucha und war bei Jupiter sehr beliebt; jedoch räumte er ihr keinen Einfluß auf die Regierungsangelegenheiten ein, was, beiläufig gesagt, von einem Herrscher sehr lobenswerth ist.

Bacchus. Bacchus ist ein Gott, der als Jüngling viele Reisen machte und in Grüneberg die ersten Reben pflanzte. Er ist der eigentliche Erfinder des Champagner, so wie er die Ursache des griechischen Schauspiels ist. Aus Rache, daß man das begeisternde Feuer seines Rebensaftes mit philisterhaftem Wasser versetzt, straft er die durstige Menschheit oft mit Wassersucht. Zwei furchtbare Uebel hat dieser Gott über die ganze Erde verbreitet — das Delirium tremens und die Weinreisenden.

Fama. Fama ist die Göttin der Klatschweiber. Sie hat tausend Zungen, von denen keine einzige die Wahrheit redet. Deßhalb wird sie auch für die Schutzpatronin der Lügencorrespondenzen gehalten. Auf der großen Posaune hat sie sehr viel geleistet.

Aeolus. Aeolus war ein geborener Berliner, der später nach Griechenland auswanderte und sich dort mit Windmachen beschäftigte. Ihm haben wir die Blasebälge, die Windbeutel, die Industrieritter, die Wetterfahnen, die gesinnungslosen Journalisten und die Zugluft zu verdanken. Seine Tochter, die Windsbraut, fährt noch immer in der Welt herum.

Themis. Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, stieg einst auf die Erde hernieder, wurde aber von den Menschen so mißhandelt, daß sie schnell wieder in den Olymp zurückkehrte und nur ihren Schatten auf der Erde zurückließ. Ihre Stiefschwester, die Ungerechtigkeit, zog in die Paläste der Großen ein und diente diesen gegen die schwachen Völker — — —

Aeskulap. Die Priester des Todes, die praktischen Aerzte, betrachten Aeskulap als ihren Schutzpatron, weil er der erste war, der gegen kleine Leiden große Rezepte schrieb, Ihm geheiligt war der Hahn, ein Sinnbild, daß wenn ein Patient darauf geht, kein Hahn nach ihm kräht.

Ludw. Kalisch.

Eine renovirte **Mythologie**. Der „Sammler" präsentirte seinen Lesern ein amüsantes Bild, als Vorschlag zur Renovirung der alten Mythologie. Großkopf schrieb eine Erklärung dazu, die viele zeitgemäße und treffende Anspielungen enthält. So sagt er gleich im Vorworte, als Unterschied von Einst und Jetzt: Welches Mädchen hätte in unsern Zeiten den Muth, wie ehedem die Ritterfräulein, dem Bewerber um ihre Hand aufzutragen, sich erst durch ausgezeichnete Thaten ihrer würdig zu machen? — Amor ist mit einer Brille auf der Nase abgebildet, und dies erklärt sich dadurch, daß die Liebe nicht mehr blind ist, man drückt nicht einmal mehr ein Auge zu, sondern sieht scharf und

genau, wie jung, wie schön, wie reich das Mädchen sei. — Apollo ist als unbärtiger Knabe abgebildet, einen Leierkasten hanthierend. — Ceres ist als eine Bäckermeisterin abkonterfeit; sie sitzt in einem offenen Landauer, von zwei Müllerpferden gezogen, statt einer Sichel in der Linken einen Kipfel von mürbem Teig; auf dem Wagenschlag befindet sich das Wappen, zwei querüberlaufende Weckerl im grünen Felde. — Hymen, Gott der Ehe, und die Zwietracht haben einerlei Attribut, die Fackel; diese wirft ein schlechtes Licht auf den Ehestand, man weiß nicht recht, hat sich Hymen die Fackel bei der Zwietracht angezündet, oder umgekehrt. Hier ist Hymen mit einem Pantoffel als Kopfzierde und eine Laterne in der Hand, womit sie dem Amor nach Hause leuchtet, abgebildet. — Mars hat statt eines Schwertes ein Dintenfaß umhängen, eine spitze Feder in der Rechten und polemisirt; zwei Krähen ziehen seinen Wagen. — Merkur hat am Kopfe statt der Flügel Eisenbahnactien, an den Füßen Wechsel, statt des Stabes das Hauptcontobuch und in der rechten Hand eine Börse. — Neptun ist als Badcassier abgebildet. — Saturn hat Journale, Spielkarten u. dgl. in einer Hand, und statt des Stundenglases, das schon ganz Roccoco ist, da man jetzt Cylinderuhren hat, einen Spiegel. Daß Saturn schon ganz glatzköpfig ist, finde ich sehr natürlich, denn er ist der größte Feind der Venus, und Zeit und Schönheit liegen sich von jeher in den Haaren. Venus errichtet daher ein Hülfscorps, bestehend aus Schminkfabrikanten, Schneidern, Marchands de modes u. dgl. Diese bilden nun, wie ehemals die Grazien, ihre Leibgarde. Venus sitzt im Wagen, dem zwei Schneider, ein Mieder- und ein Frauenschneider vorgespannt sind.

Mythologische Particular-Schönheiten. Die Dichter des Alterthumes besangen vom Musengotte Apollo die schö-

nen wallenden Haare; von der Göttin der Weisheit, Minerva, die schönen Hände; der Juno schöne Augen; der Venus schönen Busen; der Thetis üppige Waden; der Zenobla schöne Zähne, welche wie Perlen erglänzten.

N.

N. Zur Zeit des ersten Kaiserreichs war in Paris überall die Chiffre N. angebracht, daher circulirte das Wortspiel: „Bonaparte a des N. mis (ennemis) partout."

N. Während des russischen Feldzuges kamen einige französische Soldaten zu einem russischen Bauer in's Quartier. Zufällig hatten die Soldaten alle ein N mit Pulver auf ihren Arm geätzt, womit sie ihre Verehrung gegen Napoleon hatten bezeichnen wollen. — Dem Russen aber, der „Nikolaus" hieß, machten sie weiß, daß sie alle diesen Vornamen trügen, bewogen auch den Bauer, welcher sich etwas mit ihnen berauscht hatte und über so viele Namensvettern hoch erfreut war, sich gleichfalls ein solches N auf den Arm einbrennen zu lassen. Kaum aber war dies geschehen, als die Einquartierten die eigentiche Bedeutung des Buchstabens verriethen und jetzt den armen Russen zu schrauben anfingen, indem sie behaupteten, derselbe sei französischer Unterthan geworden und müsse jetzt ihrer Fahne folgen — Nikolaus aber, in Verzweiflung über seine entehrte Linke, eilte in die Küche, legte sie auf einen Block, hieb sie mit einem Beile vom Rumpfe und eilte dann, ein zweiter Scävola, mit dem abgehauenen Stumpf in die Stube, wo die Franzosen lach-